

4. Kapitel: Sprache – Denken – Hypothesis

In seinem Buch über die „Ursprünge der analytischen Philosophie“ exponiert Michael Dummett die folgende Alternative: „Was die analytische Philosophie in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen von anderen Richtungen unterscheidet, ist erstens die Überzeugung, dass eine philosophische Erklärung des *Denkens* durch eine philosophische *Analyse der Sprache* erreicht werden kann, und zweitens die Überzeugung, dass eine umfassende Erklärung *nur in dieser und keiner anderen* Weise zu erreichen ist. Vertreten werden diese Zwillingsgrundsätze von den logischen Positivisten wie von Wittgenstein in allen Phasen seiner Entwicklung, von der Oxforder ‘Philosophie der normalen Sprache’ ebenso wie von der nachcarnapschen Philosophie in den Vereinigten Staaten, wie sie etwa von Quine und Davidson repräsentiert wird, obwohl große Unterschiede zwischen allen diesen Autoren bestehen. Die *Vorrangstellung der Sprache gegenüber dem Gedanken* in der Reihenfolge der Erklärung ist in manchen neueren Arbeiten im Rahmen der analytischen Tradition *umgekehrt* worden; stattdessen wird geltend gemacht, die Sprache könne nur mit Hilfe von Begriffen für verschiedene Typen von *Gedanken* erklärt werden, die *unabhängig von ihrem sprachlichen Ausdruck* betrachtet werden. Ein gutes Beispiel für diese neue Strömung ist das Buch ‘Varieties of Reference’ von Gareth Evans, [...] in dem der Versuch gemacht wird, jeweils verschiedene Weisen des Denkens an einen Gegenstand sprachunabhängig zu analysieren, um dann das Unternehmen in Angriff zu nehmen, verschiedene sprachliche Mittel der Bezugnahme auf einen Gegenstand mit Hilfe dieser Weisen des Denkens an den Gegenstand zu erklären. Nach meiner Kennzeichnung ist Evans daher kein analytischer Philosoph mehr.“²⁴⁴

Der Umstand, dass Dummett diese Alternative Ende der achtziger Jahre ausdrücklich exponiert, ist im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung nicht minder von Interesse als die bereits betrachtete analytische Rückbesinnung auf Kant. Dokumentiert er doch, dass die über Jahrzehnte hinweg propagierte Vorrangstellung der Sprache vor dem Gedanken innerhalb der analytischen Philosophie selbst schon seit geraumer Zeit keineswegs mehr so unumstritten ist, wie es der im zweiten jener „Zwillingsgrundsätze“ reformulierte Überlegenheitsanspruch des sprach-

²⁴⁴ M. Dummett: Ursprünge der analytischen Philosophie, S. 11; Hvg. G. E.

analytischen Ansatzes über alternative, vormals als ‘mentalistisch’ verpönte Theoriekonzepte glauben machen möchte. Vor dem Hintergrund des *Antimentalismus* eines Autors wie etwa Quine, dessen Attacken gegen ‘Ideen’, ‘Bedeutungen’ und ‘Gedanken’ gelegentlich zumindest den Anschein erwecken, als sei es ihm zwar um eine Verständigung über die Sprache und die Dinge der materiellen Welt, nicht aber um das Denken selber zu tun, muss freilich bereits die Ausgangsthese, mit der Dummett operiert – dass nämlich sämtliche analytischen Bemühungen um die Sprache *zuletzt* dem Endziel einer philosophischen Verständigung über das *Denken* geschuldet seien – als eine offenbar unvermeidlich gewordene Konzession an den Mentalismus erscheinen. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Denn die von Dummett konstatierte inneranalytische Erosion der Vorrangstellung der Sprache vor dem Gedanken muss Gründe haben, Gründe, die natürlich nicht etwa aus einer plötzlichen Anerkennung der explikativen Kraft jener innerhalb der analytischen Tradition ja gar nicht zur Kenntnis genommenen Theorien des Denkens resultieren, die im Neukantianismus bzw. in mehr oder minder explizitem Anschluss an diesen entwickelt wurden, sondern vielmehr mit einem theoriestrukturellen Defizit zusammenhängen, das eben jenen „Zwillingsgrundsätzen“ der analytischen Philosophie selber inhärent ist. Auch setzt sie nicht erst mit der Arbeit von Evans ein, auf die Dummett Bezug nimmt. Es dürfte kein Zufall sein, dass bereits Quines Schüler Davidson deutlich zu ihnen auf Distanz geht.

Davidson vertritt zwar die These, „dass ein Wesen nur dann Gedanken haben kann, wenn es ein Interpret der Sprache eines anderen ist“, macht also in der Sache das ‘Habenkönnen’ eines Gedankens von der Fähigkeit der Sprachinterpretation und so, ganz im Sinne der fraglichen Vorrangstellung, das Denken von der Sprache abhängig. Zugleich aber fügt er, anders als Dummett behauptet, unmittelbar hinzu: „Diese These impliziert *nicht* die Möglichkeit einer behaviouristischen oder sonstigen Reduktion des Denkens aufs Sprechen, ja diese These räumt der Sprache *gar keine Vorrangstellung* ein, weder eine erkenntnistheoretische noch eine begriffliche.“²⁴⁵ Ist jedoch das Denken, sei es behaviouristisch oder sonstwie,

²⁴⁵ D. Davidson: Wahrheit und Interpretation, S. 227 f.; Hvg. G. E. Davidson eröffnet seine Überlegungen zum Verhältnis von „Denken und Reden“ (ebd. S. 224-246) mit einem Hinweis auf die offensichtliche „Abhängigkeit des Sprechens vom Denken“ (S. 224) und erklärt sodann im Blick auf die „übliche Annahme“, man könne „das Unklarere (egal welches von beiden) erläutern, indem man es mit Hilfe des jeweils anderen analysiert oder erklärt,“ ausdrücklich: „Diese Annahme ist meines Erachtens falsch: Weder die Sprache noch das Denken lässt sich vollständig im Sinne des jeweils anderen erklären, und keinem

nicht auf das Sprechen, ist der Gedanke nicht auf seinen sprachlichen Ausdruck reduzierbar, dann stehen natürlich jene „Zwillingsgrundsätze“ der analytischen Philosophie insgesamt zur Disposition. Denn offensichtlich besteht nur dann, wenn sich das Denken bzw. der Gedanke *restlos* auf das Sprechen bzw. seinen sprachlichen Ausdruck reduzieren lässt, der Anspruch zu Recht, dass sich „durch“ eine Analyse der Sprache *überhaupt* eine philosophisch befriedigende Erklärung des Denkens gewinnen lasse. Bleibt aber dieser Anspruch uneingelöst, dann wird natürlich auch der Folgeanspruch hinfällig, dass eine solche Erklärung „nur in dieser und keiner anderen Weise“ möglich sei, der sich kraft seines negativen Ausschließlichkeitscharakters ohnehin einem direkten, also positiven Nachweis entzieht.

Wird nun aber jene restlose Reduzierbarkeit sei es ausdrücklich bestritten oder sei es auch nur lediglich nicht postuliert, dann *ist* damit der Sache nach, ob man dies nun zugeben mag oder nicht, ja bereits postuliert und *konzediert*, dass sich der Gedanke in einem auf seinen sprachlichen Ausdruck *irreduziblen* Kern von diesem *unterscheidet* und sich damit und darin einer sprachanalytischen Erklärung zuletzt gerade *entzieht*. Mit eben dieser Konzession jedoch, wenn sie sich denn als unausweichlich erweist, kehrte die analytische Philosophie hinsichtlich des Verhältnisses von Denken und Sprache zu genau derjenigen Position zurück, welche die *communis Opinio*, gleichsam den kleinsten gemeinsamen Nenner all jener Theorien des Denkens, des Urteils und der Erkenntnis bildet, die im Neukantianismus bzw. in mehr oder minder explizitem Anschluss an ihn entwickelt wurden: Sei es, dass man Cohens ‘Erkenntnislogik’ und die daran anschließende Wissenschaftstheorie Natorps oder aber die Windelbands Programmatik konkretisierende Urteils- und Erkenntnislehre Rickerts sowie Lasks’ ‘Logik der Philosophie’, also den ‘klassischen’ Neukantianismus heranzieht, sei es, dass man dessen sogenannte ‘zweite Generation’, die Kulturphilosophie Cassirers, die Denkpsychologie Hönigswalds sowie die kritische Dialektik Cohns betrachtet, oder sei es schließlich auch, dass man die Fortführungsbemühungen nach dem zweiten Weltkrieg, etwa Hans Wagners ‘Philosophie der Reflexion’, die Erkenntnis- und Ideenlehre Werner Flachs oder die Reflexionstopologie von Wolfgang Marx vornimmt

von beiden kommt eine begriffliche Vorrangstellung zu. Die beiden sind zwar tatsächlich miteinander verbunden, und zwar in dem Sinne, dass jedes des anderen bedarf, um verstanden zu werden; doch diese Verbindung ist nicht so vollständig, dass eines von beiden – selbst bei ziemlicher Verstärkung – ausreicht, um das andere zu explizieren.“ S. 225

– überall liegt, in freilich unterschiedlich scharfer Ausprägung, die Überzeugung zugrunde, dass für eine philosophische Verständigung über das Denken „hinter die grammatische Struktur des Urteilsatzes [...] auf den letzten, von der Sprache nie völlig ausgedrückten Sinn zurückgegangen“ werden muss,²⁴⁶ dass solche Verständigung also gerade nicht „durch“ eine Analyse der Sprache erfolgen kann. Nichtsdestoweniger hat natürlich *keine* dieser im Namen und im Zeichen der Wende zur Sprache gewöhnlich als ‘mentalistisch’ zurückgewiesenen Theorien des Denkens oder der Reflexion, des Urteils oder der Erkenntnis, jemals auch nur den Anspruch erhoben oder den Versuch unternommen, auf Gedanken „unabhängig von ihrem sprachlichen Ausdruck“, also *ohne* Rekurs auf diesen, Bezug zu nehmen. Wenn beispielsweise Cohen darauf insistiert, dass das „*Denken der Erkenntnis [...] durchaus nur an den Problemen der wissenschaftlichen Erkenntnis beschrieben, bestimmt, entdeckt, ausgemessen und ausgemeißelt werden*“ kann (LrE, 57), so thematisiert er das Denken damit ja gerade nicht als einen ‘inneren Vorgang’, nicht als einen ‘psychischen Prozess’ oder als eine ‘mentale Episode’, sondern allein und ausschließlich insofern, als es in der wissenschaftlichen Erkenntnis, in *Urteilen* also, objektive Gestalt und Realität gewinnt – und angesichts dessen sollte es eigentlich nicht noch einer ausdrücklichen Versicherung bedürfen, dass wissenschaftliche Urteile Sätze, sprachliche Ausdrücke also sind und ohne Bezug auf solche überhaupt nicht formuliert werden können. Cohen bestreitet zwar mit Nachdruck, dass „die Formen der Sprache, die Redeteile und die Formen des Satzes“ die Grundformen des Denkens darstellen (LrE, 14). Aber damit ist natürlich *keineswegs* die These impliziert, jene Grundformen des Denkens (die Cohen als Typen wissenschaftlicher Urteile interpretiert, die sich in unbestimmbar vielen Einzelurteilen der diversen Wissenschaftsarten ausprägen) ließen sich etwa ohne Bezugnahme auf ihren sprachlichen Ausdruck, ohne Verwendung sprachlicher Ausdrücke auffinden, geschweige denn in ihrem internen, logischen Zusammenhang entwickeln und diskutieren. Selbst in einer so entschieden an der ‘Reinheit’ des Denkens festhaltenden Theorie wie etwa der „Reflexionstopologie“ von Wolfgang Marx, die davor warnt, „die Möglichkeiten des Geistes *streng* [...] an die jeweils vorhandenen sprachlichen Möglichkeiten“ anzubinden, findet sich neben dem Hinweis auf „die Sprachlichkeit allen Verstehens“ zugleich auch die ausdrückliche Erklärung, dass „der sprachlich artikulierende und *nur so verstehende* Mensch neue,

²⁴⁶ J. Cohn: Theorie der Dialektik, S. 153.

allerdings immer an vorhandene sprachliche Mittel gebundene Bedeutungen und damit eine Änderung und Erweiterung seine Erfahrungsmöglichkeiten produzieren“ und dass der „semantische[r] Gehalt von Kategorien sowie Kategorienverhältnisse[n]“ „*allein in der Sprache* entwickelt werden kann“.²⁴⁷

Im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung ist deshalb auch nicht das zweite, sondern vielmehr das *erste* Glied der obigen Alternative von Interesse. Wirft es doch ganz unmittelbar die Frage auf: Ist es in der analytischen Philosophie tatsächlich gelungen, eine „umfassende“ philosophische Erklärung des Denkens „durch“ eine philosophische Erklärung der Sprache vorzulegen? Bleibt eine solche Erklärung nicht vielmehr notwendig zirkulär oder doch zumindest in entscheidender Hinsicht defizitär? – Die Hauptthese des erkenntnislogischen Idealismus Cohens besagt, dass das Denken der *logische Ursprung* aller Gedanken ist. Aus empiristischer Sicht mag diese These anstößig, weil ‘mentalistisch’ erscheinen. Aber im Ernst wird sie niemand bestreiten wollen, selbst wenn man mit Schlick an der Abstraktion einer ‘reinen’ Empfindung, einer ‘bloßen, unverarbeiteten’ Wahrnehmung festhalten zu können glaubt (vgl. o. S. 157). Strittig kann erst die Cohensche Folgethese sein, dass das Denken, qua logischer Ursprung aller Gedanken (gleichgültig, ob sie sich auf die sinnlich wahrnehmbaren, materiellen Dinge der empirischen Realität oder auf abstrakte Gegenstände wie mathematische Mengen beziehen, die als solche weder empfunden noch sinnlich wahrgenommen werden können), zugleich auch als Ursprung aller Urteile, aller wissenschaftlichen Erkenntnisse zu bestimmen ist. Innerhalb einer solchen Konzeption versteht es sich von selbst, dass das Denken auch als logischer Ursprung der Sprache bzw. aller sprachlichen Ausdrücke aufzufassen ist – und nicht etwa umgekehrt die Sprache als Ursprung des Denkens. Vor diesem Hintergrund ergibt sich im Blick auf Dummetts Alternative die Frage: Kommt eine Erklärung des Denkens „durch“ eine Erklärung der Sprache wirklich darum herum, zumindest implizit oder verdeckt von Prämissen argumentativen Gebrauch zu machen, die das Denken in seiner Funktion des logischen Ursprungs der Sprache in Anspruch nehmen? Lässt sich die Sprache erklären, ohne dass dabei das Denken in seiner *erzeugenden*, nämlich Gedanken und dann auch sprachliche Ausdrücke erzeugenden *Ursprungsfunktion* immer schon vorausgesetzt würde? Nur dann bestünde der Anspruch tatsächlich zu Recht, dass „durch“ eine Erklärung der Sprache eine Erklärung des Denkens gegeben werden kann,

²⁴⁷ W. Marx: Reflexionstopologie, S.50 f. Hvg. G. E.

denn nur dann wäre eine solche Erklärung nicht zirkulär. Und, selbst wenn es gelänge, diesem Zirkel einwand zu entkommen, lässt sich eine Erklärung des Denkens tatsächlich als 'umfassend' bezeichnen, die eben diese Ursprungsfunktion ausblendet?

Da Dummett selber sich im Verlauf seiner an Frege anschließenden Überlegungen zu einer analytischen Philosophie des Gedankens schließlich zur Einführung von „Protogedanken“ genötigt sieht, die „gar nicht die Struktur sprachlich ausgedrückter Gedanken haben“²⁴⁸, und eben damit konzidiert, dass sich der Gedanke nicht restlos auf den sprachlichen Ausdruck reduzieren lässt, soll den aufgeworfenen Fragen im folgenden anhand von Quines Theorie der Referenz genauer nachgegangen werden. Denn Quine, der zweifellos prominenteste Repräsentant der analytischen Philosophie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hält ebenso unzweideutig wie nachdrücklich an der methodischen Vorrangstellung der Sprache gegenüber dem Gedanken fest – anders als Davidson, der lediglich eine „Parallele zwischen der Struktur der Gedanken und der Struktur der Sätze“ postuliert, die „kein Argument für den Primat der einen oder anderen“ liefere, sondern „nur vermuten [lasse], dass sie wechselseitig voneinander abhängen“²⁴⁹, anders auch als etwa Searle, der unmissverständlich erklärt „Sprache leitet sich von Intentionalität her und nicht andersherum“²⁵⁰ und anders schließlich auch als Goodman, der mit Beziehung auf „die sprachliche Sicht“, wonach „Gedanken [...] stets in Worte gefasst“ seien, auf die ihr inhärenten „schwerwiegende[n] Probleme“ aufmerksam gemacht und dabei die Möglichkeit von „Gedanken ohne Worte“ freimütig konzidiert hat.²⁵¹

„Wenn wir nur von dem Zeugnis unserer Sinne ausgehen, wie kommen wir dann zu unserer Theorie von der Welt?“²⁵² Mit dieser Frage eröffnet Quine sein Buch über „Die Wurzeln der Referenz“. Wenig später fügt er erläuternd hinzu, das „Problem ist, mit der Naturwissenschaft vereinbare Möglichkeiten zu finden, wie der Mensch diese selbe Wissenschaft aus der Sinnesinformation erschlossen haben könnte, die ihm gemäß dieser Wissenschaft zur Verfügung steht.“ (S. 16) Quine greift somit eben jene

²⁴⁸ M. Dummett: A. a. O. S. 105.

²⁴⁹ D. Davidson: A. a. O. S. 228.

²⁵⁰ J. Searle: Intentionalität, S. 21.

²⁵¹ N. Goodman: *Of Mind and Other Matters*, Cambridge (Mass.): Harvard University Press 1984. Deutsche Ausgabe: *Vom Denken und anderen Dingen*, Frankfurt a.M. 1987 (danach zitiert), S. 40 f.

²⁵² W.v.O. Quine: *Die Wurzeln der Referenz*, S. 15.

Problematik erneut auf, der in der Gründungsphase der analytischen Philosophie bereits Russells ‘Logischer Atomismus’ gewidmet und Carnap in seinem ‘Logischen Aufbau der Welt’ detailliert nachgegangen war. Von deren Projekten grenzt sich Quine daher, rückblickend auf die von ihm durchgeführten Überlegungen, im vorletzten Kapitel wie folgt ab: „In diesem Buch habe ich zumeist über Ursachen und nicht über Rechtfertigungen spekuliert. Ich habe gefragt, wie unsere ontologischen Begriffe möglich sind, nicht warum sie richtig sind. Nicht einmal bei den Körpern, jenen Musterbeispielen von Gegenständen der Referenz, machte ich Hoffnung auf eine Rechtfertigung. Ich dachte nicht daran, die Rede von Körpern in eine Rede von Sinneseindrücken zu übersetzen, wovon Russell und Carnap vor einem halben Jahrhundert träumten. Ich fragte, wie wir angesichts unserer Sinnesreize unsere Rede von Körpern entwickelt haben könnten. Und ich fragte, wie wir unsere abstrakte mengentheoretische Sprache entwickelt haben könnten.“ (S. 188)

Da Quine die Bemühungen Russells und Carnaps offensichtlich als schlussendlich gescheitert einstuft, ist die Frage nach Übereinstimmungen und Differenzen zwischen den jeweiligen Programmen im vorliegenden Zusammenhang nur von sekundärem Interesse. Zu fragen ist vielmehr, ob die von Quine vorgelegte Alternative den selbstgesetzten Maßstäben und Theorieansprüchen zu genügen vermag. Denn so klar das Programm, dem Quine nachgeht, in der einleitenden Problemexposition auf den ersten Blick auch beschrieben zu sein scheint, so zeichnet sich doch bereits hier die spezifische Problematik ab, die dieses Programm im vorliegenden Zusammenhang aufwirft. Im Blick auf den ersten der zitierten Sätze ist zu fragen: Lässt sich die Möglichkeit der Genese „unserer Theorie von der Welt“ tatsächlich schlüssig rekonstruieren, wenn man dabei „nur“ – und das heißt doch wohl: *ausschließlich* – von dem „Zeugnis unserer Sinne“ ausgeht? Eine antisolipistische Skepsiswiderlegung, welche die im vorletzten Kapitel betrachtete analytische Rückbesinnung auf Kant motivierte, beabsichtigt Quine freilich nicht, sondern hält sie vielmehr für ganz überflüssig, da die Skepsis „aus der Wissenschaft selbst“ entspringe, weshalb man ihr „ohne weiteres wissenschaftliche Erkenntnisse entgegenhalten“ könne (S. 17). Eine erkenntnistheoretische Stellungnahme zu Zweifeln an der Möglichkeit des Wissens um die Wahrheit der Naturwissenschaft dürfe daher „von sämtlichen wissenschaftlichen Theorien freizügig Gebrauch machen“ (S. 16). Aber wie sich noch zeigen wird, ist damit jenes „nur“, also die Ausschließlichkeit des Rekurses auf das „Zeugnis unserer Sinne“, keineswegs zurückgenommen. Im Blick auf den zweiten der anfangs zitierten Sätze ist daher in scharfer Pointierung zu fragen: Lässt sich ‘aus

der Sinnesinformation' überhaupt irgendetwas 'erschließen', ohne dass dabei das *Denken* als 'Instanz' des Schließens immer schon in Anspruch genommen und also vorausgesetzt würde? Sind jene „Sinnesreize“, von denen in Quines rückblickender Zusammenfassung seines Unternehmens die Rede ist, ohne diese Voraussetzung überhaupt eine 'Information'?

Man mag diese Fragen für überspitzt halten und als Ausdruck einer aus allzu starker Orientierung an Wortlaut und Buchstaben resultierenden Überinterpretation der von Quine 'in Wahrheit' reklamierten Beweisleistung zurückweisen. Dem lässt sich freilich entgegenhalten, dass ein so prominenter Logiker wie Quine durchaus jenen bereits mehrfach erwähnten 'analytischen Rationalitätsanforderungen' verpflichtet ist, die solche Orientierung nicht nur erlauben, sondern sogar verlangen. Überdies kann man zeigen, dass sich die genannten Fragen tatsächlich in allen drei Teilen oder Hauptabschnitten stellen und reproduzieren, in denen Quine sein Programm durchführt, wenngleich in je unterschiedlicher Weise und Akzentuierung.

Im ersten Teil „Wahrnehmen und Lernen“ (S. 15-53) skizziert Quine in knappen Grundzügen eine dem Anspruch nach strikt physikalistisch-behaviouristische Theorie der Wahrnehmung und des vorsprachlichen Lernens, die am klassisch-empiristischen „Sinnes-Atomismus“ festhalten, aber die darauf bezogene „gestaltpsychologische Kritik unterlaufen“ will, „indem wir auf das Bewusstsein verzichten und unmittelbar von den physikalischen Eingabegrößen an den Sinnesrezeptoren sprechen“ (S. 18), und in der schließlich sogar „die Wahrnehmung (das Ergebnis des Wahrnehmungsaktes) wegfällt“ (S. 33). In diesem ausdrücklichen *Verzicht auf das Bewusstsein* kommt die Beweisleistung, die Quine erbringen zu können beansprucht, zu ebenso pointiertem wie unmissverständlichem Ausdruck, zugleich aber auch die spezifische Problematik, die dieser erste Theorieteil aufwirft. Lässt sich vorsprachliches Lernen tatsächlich schlüssig erklären, wenn man dabei auf das Bewusstsein verzichtet? Genügt es, „auf den Ausdruck 'Sinnesdaten' [zu] verzichten und stattdessen von Sinnesreizung [zu] sprechen“ (S. 17) und an die Stelle der Wahrnehmung den physikalistischen Begriff der „Wahrnehmungsähnlichkeit“ (S. 33) zu setzen? Kann es also wirklich gelingen, vorsprachliches Lernen ausschließlich in physikalistischen und verhaltenstheoretischen Begriffen zu explizieren? Oder handelt es sich hier zuletzt doch nur um einen überzogenen *Beweisanspruch*, der spätestens dann ins Wanken gerät und zurückgenommen werden muss, wenn z. B. die kognitive Leistung, die der Begriff des Gedächtnisses bezeichnet, ins Spiel kommt, ohne die Lernen, so möchte man meinen, doch schwerlich zu erklären ist? Immerhin kommt Quine

selber in diesem Zusammenhang gar nicht mehr um das Zugeständnis herum, dass er sich mit der Einführung der Begriffe der „Spuren“, der „Auffälligkeit“ (S. 43 ff.) und des „Lustprinzips“ (S. 47 ff.) „in gewissem Umfang der Bequemlichkeit einer mentalistischen Sprache“ bediene, und erklärt sogar, dass es „völlig unangebracht [wäre], sich diese kurze und anschauliche Redeweise zu verbieten“, nicht ohne allerdings unmittelbar hinzuzufügen: „Doch man vergesse nicht, dass letzten Endes damit physiologische Mechanismen gemeint sind, die sich im Verhalten äußern.“ (S. 45) Der physikalistisch-behaviouristische Theorieanspruch, der sich nicht zuletzt darin dokumentiert, dass Quine seine Überlegungen mehrfach am Beispiel des ‚Lernens‘, genauer, der Abrichtung und Dressur von Tieren erläutert,²⁵³ bleibt also aufrecht erhalten.

Im zweiten Hauptabschnitt des Buches, „Das Eindringen in die Sprache“ (S. 55-116), legt Quine eine behaviouristische Theorie des kindlichen *Spracherwerbs* durch Hinweis und Zustimmung vor, die, von der „grundlegenden Rolle der Beobachtungen bei der Bestätigung von Theorien wie auch beim Lernen der Sprache“ (S. 62) ausgehend, zunächst zu „Beobachtungssätzen“ aufsteigt (S. 64) und über diese „das Lernen von Prädikationen von Dauer und universellen kategorischen Sätzen“ erklären, mithin „den Weg von den Beobachtungssätzen zur wissenschaftlichen Theorie“ einschlagen möchte (S. 100). Es charakterisiert den spezifischen Beweisanspruch dieses zweiten Teils, dass er mit einem Kapitel über „Mentalismus und Sprache“ (S. 57-61) beginnt, in dem Quine sich entschieden gegen den Mentalismus abgrenzt. Da er im Zusammenhang seiner Explikation des vorsprachlichen Lernens, wenn auch widerstrebend, auf die „mentalistischen Termini der Induktion und der Erwartung“ (S. 57) zurückgegriffen hatte, macht Quine zunächst die Konzession, dass der Mentalismus immerhin „ein nützliches Anregungsmittel“ sei, um sie jedoch sogleich wieder mit diesen Worten zurückzunehmen: „Gegen mentale Entitäten ist nichts einzuwenden, wenn sie als hypothetische physikalische Mechanismen aufgefasst und mit dem einzigen Zweck der System-

²⁵³ Zur Illustration mag die folgende erste Anführung tierischen ‚Lernens‘ genügen: „Die Rezeption ist etwas offensichtlich Physikalisches. Doch auch die Wahrnehmung ist bei allen ihren mentalistischen Anklängen Verhaltenskriterien zugänglich. Sie zeigt sich in der Konditionierung von Reaktionen. Stellen wir uns ein Tier vor einem Bildschirm und einem Hebel vor. Es findet heraus, dass das Drücken des Hebels einen Futterbissen bringt, wenn auf dem Schirm eine kreisförmige Linie erscheint, jedoch einen elektrischen Schlag, wenn vier halbkreisförmig angeordnete Punkte zu sehen sind. Dann zeige man ihm die gleichen vier Punkte, angeordnet wie zuvor, aber ergänzt um drei weitere, die den anderen Halbkreis andeuten. Wenn das Tier den Hebel drückt, so kann man sagen, es habe die Kreisgestalt und nicht die einzelnen Punkte wahrgenommen.“ Quine, WdR, S. 18; vgl. ferner S. 33, 49 f.

tisierung physikalischer Erscheinungen eingeführt werden. Man sollte sie in der Hoffnung einführen, dass sie eines Tages eine vollständige physikalische Erklärung erfahren werden. Alle Unklarheiten und Komplikationen, die diesem Zweck abträglich sein könnten, sollten tunlichst vermieden werden. Man darf den vertrauten Charakter der mentalistischen Redeweise nicht mit Klarheit verwechseln und sich in eine Traumwelt der Introspektion locken lassen.“ (S. 57) Weit schärfer noch tritt die antimentalistische Einstellung Quines in der folgenden Passage hervor: „Es geht oder ging das Sprichwort, wo der Mensch die Natur nicht mehr wissenschaftlich erklären könne, da greife er auf die Religion von früher zurück. Mindestens ebenso richtig ist, dass der Mensch bei der Untersuchung der Sprache auf die alte mentalistische Semantik zurückfällt. Mentalismus, Supranaturalismus und andere morbide Kulturen gedeihen ist Dunkeln.“ (S. 60) Das ist eindeutig. Dem Verzicht auf das Bewusstsein im Rahmen der Explikation des vorsprachlichen Lernens folgt also eine Abkehr von der *‘mentalistischen Semantik’* im Rahmen der Explikation des Spracherwerbs.

Dieser Begriff wird zwar von Quine nicht näher definiert, aber was er darunter versteht und verstanden wissen will, geht aus seinen Ausführungen vergleichsweise unzweideutig hervor. Generell erklärt er zunächst: „Jedenfalls wird die mentalistische Redeweise verderblich durch den unbekümmerten Rückgriff auf Ideen im allgemeinen statt nur auf Vorstellungsbilder. Fragen des Mechanismus des Lernens gehen über in eitle Fragen der kausalen Verknüpfung von Ideen. Es wird ein Schein des Verstehens erzeugt, indem die Probleme in ein Gebiet abgeschoben werden, in dem sie im Dunkeln schwimmen.“ (S. 58) Die *‘mentalistische Semantik’*, so kann man dann den weiteren Erläuterungen entnehmen, ist durch die Tendenz charakterisiert, „sich auf die Ideen zu berufen, wenn man Theorien über die Wörter aufstellt“ (S. 59); sie operiert mit der Doppelauffassung, dass die „Sprache [...] zur Übermittlung von Ideen“ diene und dass man, „[w]enn man eine Sprache lernt“, lerne, „ihre Wörter mit den gleichen Ideen zu verbinden wie die anderen Sprecher“; in ihr findet sich „[d]ie altertümliche Rede von Ideen, die erfasst und mitgeteilt werden“ (ebd.), sowie „die Idee der Idee“, die „nicht ganz hoffähig“ sei (S. 60), sich aber „noch unter dem Namen der Proposition [verberge], denn wenn darunter nicht einfach ein Satz verstanden wird, so ist es die Idee, die der Satz ausdrückt.“ (S. 61) Die *‘Idee der Idee’* ist Quine zufolge selbst dort noch im Spiel, wo man „nicht gern von Propositionen spricht“, dafür aber „oft so ungehemmt wie ein Laie über die Frage der Übersetzung“, und wo man es für sinnvoll halte, nahezu für jeden Satz einer Sprache eine

Übersetzung in eine andere zu erwarten, welche Auffassung Quine abschließend so charakterisiert: „Wenn ich versuche, diese unkritische Haltung anschaulich darzustellen, so kann ich sie nur als unbewusste altmodische Anerkennung der Idee der Idee kennzeichnen: ein Satz ist eine Übersetzung eines anderen, wenn er die gleiche Idee ausdrückt, den gleichen Gedanken, die gleiche Bedeutung, die gleiche Proposition.“ (S. 61)

Fasst man zusammen, so läuft die Abkehr von der ‘mentalistischen Semantik’ auf einen dreifachen Verzicht hinaus: 1. Verzicht auf die Annahme von Ideen im allgemeinen und speziell der ‘Idee der Idee’, sowie auf die Annahme ihrer kausalen Verknüpfung, daher 2. Verzicht auf die Annahme, Wörter seien mit Ideen verbunden, die im Denken erfasst und sprachlich mitgeteilt würden, und daher 3. Verzicht auf die Annahme, dass ein Satz eine Idee ausdrückt, einen Gedanken, eine Bedeutung, eine Proposition. Die Abkehr von der damit spezifizierten ‘mentalistischen Semantik’ begründet Quine in Wiederaufnahme des übergeordneten Beweisziels, das er in seiner Theorie insgesamt verfolgt, mit diesen Worten: „Wir möchten wissen, wie die Menschen zu den Vermutungen und Abstraktionen gekommen sein könnten, die in die wissenschaftliche Theorie eingehen. Wie kann man das untersuchen, wenn man *nur von äußeren Gegenständen* und *nicht* von Ideen und Begriffen redet? Man kann es, indem man von der *Sprache* spricht. Man kann von konkreten Menschen und ihren konkreten Lauten sprechen. Ideen mögen so oder so beschaffen sein, aber Wörter sind *da draußen*, wo man sie *sehen* und *hören* kann. Und wissenschaftliche Theorien, seien sie noch so spekulativ oder abstrakt, sind in Worte gefasst. Ein und dieselbe Theorie lässt sich mit verschiedenen Worten ausdrücken, so heißt es, aber alle können sich doch wohl darauf einigen, dass es keine Theorien ohne Worte gibt. Oder wenn es welche gibt, dann kann man nicht viel verlieren, wenn man sie übergeht.“ (S. 59; Hvg. G. E.)

Nun kann es natürlich gar nicht zweifelhaft sein, dass wissenschaftliche Theorien gewöhnlich in Worte gefasst sind (einschließlich all jener, die sich formalisierter Sprachen bedienen, deren Gleichungen als ‘Sätze’ und deren in diesen vorkommende Zeichen bzw. Symbole als ‘Wörter’ bezeichnet werden können). Ebensovwenig zweifelhaft ist, dass Wörter ‘äußere’, physikalische Gegenstände sind, die man ‘sehen’ (qua Drucker-schwärze auf dem Papier) und ‘hören’ kann (qua Schallwellen im Raum). Insofern mag die „nominalistische Strategie“ (S. 59), die Quine einschlägt, um „die Beherrschung der wissenschaftlichen Theorie durch den Menschen“ zu erklären (S. 61), zunächst als durchaus plausibel erscheinen, wie auch der Anspruch, dass eine derartige Erklärung ‘*nur*’ von dem ‘Zeugnis unserer Sinne’ ausgeht, ja, sogar ausschließlich mit ihm operiert: Die

Sprache, das Wort, ist für Quine das Tertium, welches, selber sinnlich wahrnehmbar, zwischen dem 'Zeugnis unserer Sinne' und 'unserer Theorie von der Welt' vermittelt und von diesem zu jener hinüberführt. Aber dieser Schein der Plausibilität verschwindet ganz unmittelbar, wenn man zwei einfache Fragen stellt: Ist denn eine Theorie, eine wissenschaftliche zumal, auch bereits dann und nur deshalb schon *verstanden*, wenn und weil man die Worte sieht oder hört, in die sie gefasst ist? Bedarf es dazu nicht vielmehr des *Denkens*? Wenn dem aber so ist – wäre dann die '*Beherrschung* der wissenschaftlichen Theorie durch den Menschen' bereits erklärt, wenn es gelänge, unter Ausschaltung der 'mentalistischen Semantik' die „Wurzeln der Referenz im Sprachlernen aufzuspüren“ (S. 129)? Wenn ein Satz keine Idee, keinen Gedanken, keine Bedeutung und keine Proposition ausdrückt, wie kann dann aus einer Sequenz von Sätzen eine *Theorie*, eine Sequenz von bestimmten, gegliederten, aufeinander bezogenen Gedanken werden, die dem Kriterium der Konsistenz bzw. Kohärenz genügt (oder auch nicht)? Oder sollte etwa eine Theorie keine solche Sequenz von Gedanken, sondern ein bloßes Ensemble von Sätzen sein, in sich ungegliedert und nicht aufeinander bezogen? Wenn aber dieses Ensemble doch in sich gliedert und die es ausmachenden Sätze aufeinander bezogen sein sollen, damit es sich dabei überhaupt um eine Theorie handelt – woher stammt dann dieser Bezug und diese interne Gliederung, wenn nicht aus der Verknüpfung der Ideen, Gedanken oder Bedeutungen, welche diese Sätze ausdrücken, unter- und miteinander, wenn nicht also aus dem Denken?

Diese Fragen sind, *mutatis mutandis*, natürlich auch auf die Sprache selber zu beziehen: Lässt sich die Sprache, lässt sich speziell der Spracherwerb wirklich *ohne* Rekurs auf die 'mentalistische Semantik' erklären? Kann es tatsächlich gelingen, den Spracherwerb zu erklären, wenn man dabei „nur von äußeren Gegenständen“ redet – unter Verzicht also auf 'Ideen' und 'Begriffe', auf 'Gedanken', 'Bedeutungen' und 'Propositionen', die im Denken 'erfasst' und sprachlich 'mitgeteilt' werden, kurz, unter Verzicht auf das Denken? Dass Quine diesen Anspruch erhebt und den Anschein erweckt, ihn auch einlösen zu können, steht außer Frage: „Notwendig für ein besseres Verständnis des Mechanismus der Sprache und des Sprachlernens ist eine konsequente Orientierung an äußeren Gegebenheiten. Vermutungen über innere Mechanismen sind insofern etwas Positives, als man hoffen kann, dass sie durch neurologische Befunde gestützt werden. Doch die Idee der Idee unserer Väter ist nur hinderlich.“ (S. 61) Fraglich aber ist, ob Quine diesen Anspruch zu Recht erhebt, und zwar sowohl theorieimmanent betrachtet wie auch der Sache

nach. Denn das, was Quine als die ‘Idee der Idee’ so nachdrücklich zurückweist und aus der Theorie des Spracherwerbs ausschalten will, ist natürlich gar nichts anderes als ein Gedanke,²⁵⁴ nämlich der Gedanke des Gedankens oder des Denkens selbst – und wie sollte der Spracherwerb unter Verzicht auf *diesen* Gedanken explizierbar sein? Schon die schlichte Tatsache, dass Quine seiner Theorie des Spracherwerbs überhaupt eine Theorie des vorsprachlichen Lernens voranstellt, ja voranstellen muss, wenn das Erlernen der Sprache selbst verständlich werden soll, ist ein Beleg dafür, dass der Spracherwerb weder aus der Sprache allein noch aus dieser im Verein mit dem Gegenstand²⁵⁵ und dem äußeren Verhalten heraus erklärt werden kann, und dieser Beleg wiegt umso schwerer, als Quine dabei eingeständenermaßen um die Verwendung ‘mentalistischer’ Termini nicht umhinkommt.

Auch der dritte Theorieteil „Das Referieren auf Gegenstände“ (S. 117-194) erweist sich bei näherem Zusehen als weit problematischer, als man zunächst meinen könnte. Wie zuvor schon den logisch-semantischen Übergang von Beobachtungssätzen über die Situationssätze hin zur Prädikation von „ewiger Dauer“, d. h. zum generellen bzw. universellen kategorischen Satz (S. 94), so will Quine hier nun den referentiellen Apparat, den er als „in der Quantifikation kondensiert“ ansieht,²⁵⁶ im *Sprachlernen* sistieren, um so „das Erlernen einer logisch aufgebauten Wissenschaftssprache“ zu explizieren (S. 132), in der nicht nur Quartären und Variablen

²⁵⁴ Der Umstand, dass Quine an einer Stelle erklärt: „Wir haben alle gelernt, das Wort ‘rot’ auf Blut, Tomaten, reife Äpfel und gesottene Krebse anzuwenden. Die damit verbundene Idee *oder* Empfindung mag beschaffen sein, wie sie will“ (S. 59; Hvg. G. E.), also in terminologischer Großzügigkeit ‘Idee’ und ‘Empfindung’ gleichsetzt, widerlegt diese Interpretation der ‘Idee der Idee’ nicht. Denn was sollte die ‘Empfindung der Empfindung’ sein?

²⁵⁵ „Die Sprache umgeht die Idee und konzentriert sich auf den Gegenstand. Kaum etwas ist für die Untersuchung der Sprache weniger nützlich als die Idee.“ (S. 59)

²⁵⁶ „Worin besteht der referentielle Apparat? Ich erwähnte die Pronomina, Mehrzahlendungen, Kopula. Da gibt es die Kopula der Identität, und da gibt es die Kopula der Prädikation, die generelle Termini mit singulären verknüpft. Auch der Unterschied zwischen generellen und singulären Termini selbst ist Teil dieses Mechanismus.“ (S. 123) „Sieht man den referentiellen Apparat als in der Quantifikation kondensiert an, so besteht er im wesentlichen aus zwei Arten von Mitteln: da sind einmal die quantitativen Partikeln ‘jedes’ und ‘manches’, angewandt auf generelle Termini in kategorischen Konstruktionen, und zum anderen die Variablen oder Pronomina, verwendet zur Abstrahierung neuer genereller Termini in Form von Relativsätzen. Der Relativsatz und der kategorische Satz erweisen sich also als die Wurzeln der Referenz. Die Gegenstands-Variable ist ein Spross aus diesen beiden Wurzeln, nicht aus einer von ihnen allein; denn die Variable des Relativsatzes fängt als Einsetzungsvariable an.“ (S. 143)

vorkommen (S. 138), sondern in der auch über abstrakte Gegenstände wie Klassen, Zahlen und „Klassen von Klassen“ (S. 167) quantifiziert werden kann, und die „zu guter Letzt bei den Protokollsätzen“ ankommt (S. 179), ja schließlich auch noch „zu jenem Teil der Sprache hinaufführe], der in der Naturgeschichte gebraucht wird – zu dem Teil der Wissenschaft, der manchmal empirisch im *Gegensatz* zu theoretisch genannt wird. Messungen können eingebaut werden; denn wir haben das Lernen der natürlichen Zahlen betrachtet, und die Mengenlehre zeigt den Weg von dort zu den reellen Zahlen.“ (S. 180) Wie aber soll sich dies alles erklären lassen, nachdem im ersten Theorieteil auf das Bewusstsein verzichtet und im zweiten über die Abkehr von der ‘mentalistischen Semantik’ auch das Denken aus der Theorie ausgeblendet worden war? Von einer Orientierung an ‘äußeren Gegebenheiten’ kann hier spätestens dann nicht mehr die Rede sein, wenn abstrakte Gegenstände wie Quartären oder mathematische Mengen ins Spiel kommen, die in der Sphäre der ‘äußeren’, d. h. der materiellen, empirisch beobachtbaren Gegenstände nun einmal nicht ‘vorkommen’. Aber auch die Sprache, der kindliche Spracherwerb selber, bietet keine rechte Handhabe mehr, um die formallogischen Distinktionen, mit denen eine formale Wissenschaftssprache wie die Quartären- bzw. Prädikatenlogik operiert, etwa diejenige zwischen einer Einsetzungs- und einer Gegenstandsvariablen, *unmittelbar* in ihm (bzw. ihr) zu sistieren und eben so darin dann auch zu fundieren.²⁵⁷ Ist doch der kindliche Sprach-

²⁵⁷ Die hier angesprochene Differenz zwischen Einsetzungs- und Gegenstandsvariablen (bzw. der respektiven Quantifikation) beschreibt Quine wie folgt: Einsetzungsvariablen „behaupten nicht, auf Gegenstände als ihre Werte zu referieren. Die Konstanten, für die sie eingesetzt werden können, brauchen überhaupt keine Namen zu sein; sie können jeder beliebigen Kategorie angehören. Wenn die Variable einer Allquantifikation auf diese Weise als *Einsetzungs*-Variable aufgefasst wird, so gilt die Quantifikation als wahr genau dann, wenn der offene Satz hinter dem Quantor bei jeder Einsetzung für die Variable wahr ist; und eine Existenzquantifikation gilt als wahr genau dann, wenn der offene Satz bei irgendeiner Einsetzung wahr ist. In der *Gegenstands*-Auffassung dagegen referiert die Variable auf irgendwelche Gegenstände als ihre Werte; und diese brauchen nicht einmal jeder einzeln durch einen Namen oder eine Beschreibung angebbbar zu sein. So werden Variablen verstanden, wenn die Quartären ‘(x)’ und ‘(∃ x)’ auf die klassische Weise verstanden werden [...] Die Einsetzungs-Quantifikation unterscheidet sich von der Gegenstands-Quantifikation nicht nur dadurch [...], [sondern] auch bezüglich ihrer Wahrheitsbedingungen bei der Anwendung auf singuläre Termini. Eine Allquantifikation im Gegenstands-Sinne kann durch einen nicht einzeln angebbaren Wert ihrer Variablen falsifiziert werden, während die gleiche Allquantifikation im Einsetzungs-Sinne wahr bleibt; und eine Existenzquantifikation im Gegenstands-Sinne kann wegen eines nicht angebbaren Wertes wahr sein, während die gleiche Existenzquantifikation im Einsetzungs-Sinne mangels eines nicht angebbaren Beispiels nicht gilt. Doch diese Unterschiede pflegen sich im Hintergrund zu halten, da sie

erwerb zunächst und primär Erwerb der *Umgangssprache*, und in dieser, so Quines Generalthese, ‘wurzeln’ zwar die logischen Kompetenzen, welche die Quantorenlogik formalisiert und systematisiert, aber sie liegen darin doch nicht *als solche*, gleichsam nicht in ‘reiner’ Gestalt vor: „Im gewöhnlichen Sprachgebrauch, so erkennen wir, ist der Unterschied zwischen konkreten generellen Termini und abstrakten singulären Termini *undeutlich*. Auch die Identität, ein weiterer Bestandteil unseres referentiellen Apparats, ist *im gewöhnlichen Gebrauch verschwommen*.“ (S. 127; Hvg. G. E.) So kann es denn auch nicht wundernehmen, dass Quine die Ausführungen dieses dritten Teiles wiederholt als „psychogenetische[n] Spekulationen“ (S. 132) bezeichnet und das hier skizzierte Modell des Erwerbs des referentiellen Apparates sogar eine Karikatur nennt: „Beim Wiedererzählen dieser hypothetischen Psychogenese *anhand* der Quantifikation bleibe ich bei meiner Karikatur. Ich vermute, dass unser wirkliches Lernen des gewöhnlichen sprachlichen Apparates dieser Karikatur *parallel* läuft. Doch durch das *Abschneiden der Windungen der natürlichen Sprache* wird Übersichtlichkeit gewonnen.“ (S. 149; Hvg. G. E.) Hinter dieser scheinbar selbstironischen Terminologie verbirgt sich freilich eine methodologische Verlegenheit, die den theoretischen Status der Ausführungen dieses dritten Teiles betrifft. Denn was verbleibt als Rückgangsdimension zur Erklärung des Erwerbs des referentiellen Apparates, wenn man die „Windungen der natürlichen Sprache“ ‘abschneidet’? Das Verhältnis zwischen dem empirisch-faktischen Erwerb der natürlichen Sprache und den formallogischen Deduktionen, mit denen Quine operiert, ist alles andere als ‘übersichtlich’. Doch darauf wird noch zurückzukommen sein.

Nach dieser orientierenden Übersicht über den Gesamtbestand der Quineschen Theorie der Referenz, über die in ihren drei Teilen verhandelten Themen und die dabei reklamierten Beweisansprüche, ist es zweckmäßig, zunächst einmal die beiden ersten Teile ein wenig genauer zu betrachten. Dabei kann es natürlich nicht etwa darum gehen, Quines Ausführungen in allen Einzelheiten zur Darstellung zu bringen oder zu rekonstruieren. Im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung muss es vielmehr genügen, die Analyse auf den Nachweis desjenigen zu beschränken, was man als Brüche oder auch als Leerstellen innerhalb der Quineschen Argumentation bezeichnen muss, weil und sofern Quine dort

eben mit nicht angebbaren Beispielen zu tun haben.“ (S. 140) Es dürfte evident sein, dass sich derartige Differenzen im Erwerb der Umgangssprache nicht aufweisen bzw. sistieren lassen, was im Übrigen schon die Rede von „nicht angebbaren Beispielen“ im letzte Satz des Zitats demonstriert.

seinen physikalistisch-behaviouristischen Theorieanspruch durchbricht bzw. unterläuft und nolens volens von 'mentalistischen' Prämissen Gebrauch macht, von Prämissen also, die er doch gerade ausschließen zu können behauptet und auf deren vorgeblichem Ausschluss das Überlegenheitspathos beruht, das seine Kritik des Mentalismus überall durchzieht.

Was zunächst den ersten Teil, die Theorie des vorsprachlichen Lernens, betrifft, so beruht dieses nach Quine im wesentlichen auf zwei Säulen, nämlich auf der 'Wahrnehmungs-Ähnlichkeit' und dem 'Lustprinzip': „[W]enn man die einfachsten Bestandteile des Lernvorgangs betrachtet, bilden Wahrnehmungs-Ähnlichkeit und Lustprinzip ein brauchbares Schema.“ (S. 53) Der Umstand, dass sich Quine mit dem Begriff des 'Lustprinzips', durch dessen Einführung er den „klassischen Gegensatz von Reiz und Reaktion“ abmildern möchte (S. 48), aber auch schon mit den Begriffen der 'Induktion', der 'Erwartung', der 'Spuren' und der 'Aufälligkeit' ganz offensichtlich einer 'mentalistischen', weil auf die 'inneren Zustände' des Lernenden rekurrierenden Sprache bedient, ist bereits erwähnt worden, wie auch dies, dass Quine um das Eingeständnis dieses Rekurses gar nicht umhinkommt, ohne jedoch deshalb von seinem physikalistisch-behaviouristischen Theorieanspruch abzurücken (vgl. o. S. 290). Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man nun meinen, dass dies zumindest für die erste Säule des vorsprachlichen Lernens, die 'Wahrnehmungs-Ähnlichkeit', nicht gelte. Denn immerhin erklärt Quine ausdrücklich, dass er sich bemüht habe, „die inneren Zustände [...] aus allen Feststellungen der Wahrnehmungs-Ähnlichkeit herauszuhalten.“ (S. 52) Sieht man aber genauer zu, so zeigt sich rasch, dass dies keineswegs der Fall ist, dass Quine also nicht nur die zweite, sondern auch die erste Säule des vorsprachlichen Lernens im offenbar unvermeidlichen Rückgriff auf mentalistische Prämissen expliziert.

Nach der einleitenden Problemexposition, dem Verzicht auf das Bewusstsein und der am Tierbeispiel erläuterten These, dass die Wahrnehmung „bei allen ihren mentalistischen Anklängen Verhaltenskriterien zugänglich“ sei (vgl. o. Anm. 253), exponiert Quine den Grundgedanken seiner Theorie des Lernens zunächst wie folgt: „In diesem verhaltenstheoretischen Verständnis gehört der Begriff der Wahrnehmung zur Lernpsychologie: der Theorie der Konditionierung oder Gewohnheitsbildung. Durch Konditionierung entstandene Gewohnheiten sind Dispositionen. Wenn der Organismus gelernt hat, ist er fürderhin disponiert, die Reaktion auszuführen, wann immer er durch den fraglichen Reiz aktiviert wird.“ (S. 18 f.) Daran anschließend erläutert Quine ausführlich einige mit den Begriffen der „Ursachen“ (S. 19-23) und der „Dispositionen“ (S. 23-33) verbundene

Probleme und führt schließlich über den physikalistischen Begriff der Rezeptions-Ähnlichkeit (S. 34) und im expliziten Verweis auf Carnaps Begriffe der Elementarerlebnisse und der Ähnlichkeitserinnerung²⁵⁸ seinen Schlüsselbegriff der „Wahrnehmungs-Ähnlichkeit als einer dreistelligen Relation – *a* ist dem *b* ähnlicher als dem *c*“ ein (S. 36), der an die Stelle der Wahrnehmung selbst tritt bzw. treten soll. Alle weiteren, diesen Begriff betreffenden Ausführungen Quines stehen sodann ganz im Zeichen des Bemühens, eine „verhaltensmäßige[n] Bedingung für die Wahrnehmungs-Ähnlichkeit“ (S. 35) zu formulieren, also die Frage zu beantworten, auf welche Weise ein Beobachter rein behavioural festzustellen vermag, dass „das Individuum konditioniert worden ist, auf alle Episoden in der Rezeptions-Umgebung von *b* in bestimmter Weise zu reagieren“ (S. 35), also ‘gelernt’ hat. Denn dass der behaviouristische Theorieanspruch mit dieser Problematik steht und fällt, dürfte unmittelbar ersichtlich sein. Quine nun beginnt seine Explikation der „große[n] Bedeutung der Wahrnehmungs-Ähnlichkeit“ mit diesen Worten: „Wenn ein Individuum überhaupt lernt, müssen unterschiedliche Grade der Ähnlichkeit dabei eine Rolle spielen. Sonst würde jede verstärkte Reaktion gleichermaßen auf jedwede zukünftige Episode konditioniert, da diese einander alle gleich ähnlich wären. Daher muss ein *unbewusster Maßstab*, sei er auch noch so vorläufig, für die *Einteilung* der Episoden in mehr oder weniger ähnliche vor allem Lernen *angeborenermaßen* vorhanden sein.“ (S. 37; Hvg. G. E.)

Die unbefangene Selbstverständlichkeit, mit der Quine hier auf ‘*unbewusste angeborene Maßstäbe*’ zurückgreift, ja, einen „angeborene[n] Sinn [!] für die Wahrnehmungs-Ähnlichkeit“ (ebd.) hypostasiert und in seine Theorie des vorsprachlichen Lernens einführt, muss freilich in höchstem Maße erstaunen. Man könnte zwar argumentieren, dass, was auch immer angeboren sein mag, in den Genen lokalisiert sein muss und insofern etwas Physikalisches ist. Aber es bleibt unerfindlich, wie von ‘*unbewussten Maßstäben*’, von einem ‘angeborenen *Sinn*’ und sogar von einer ‘*Einteilung* der Episoden in mehr oder weniger Ähnliche’ die Rede sein kann, nachdem doch zunächst in aller Ausdrücklichkeit reklamiert worden war, im Rahmen dieser Theorie auf das Bewusstsein verzichten zu können. Wer oder was legt diese ‘Maßstäbe’ an, wer oder was nimmt jene ‘*Einteilung*’ vor, wer oder was setzt die ‘*Sinnesreize*’ zueinander in Beziehung und wertet sie aus – wenn nicht eben jene *innere Instanz*, die sich nur mit ‘*mentalistischen*’ Begriffen benennen und fixieren lässt, sei es, dass man dazu den Begriff des Bewusstseins, oder sei es auch, dass man

²⁵⁸ Quine, WdR, S. 34; vgl. R. Carnap: Der logische Aufbau der Welt, S. 91, 110.

dazu den Begriff des Denkens herauszieht? In und mit diesem ‘angeborenen Sinn’ kehrt das vorgeblich eliminierte Bewusstsein in die Theorie des vorsprachlichen Lernens zurück, und dies sogar doppelt, zum einen nämlich in und mit jenem ‘Maßstab’ selber, der natürlich (selbst wenn er irgendwo in der DNS lokalisiert sein sollte) seinerseits weder ein ‘Sinnesreiz’ sein noch auf dessen bloße Akkumulation zurückgehen kann, da diese ihn vielmehr immer schon voraussetzt, zum zweiten aber auch in und mit demjenigen ‘X’, welches diesen Maßstab *anlegt*. Dass sich ein solcher Maßstab „auf die natürliche Auslese zurückführen“ (S. 37), seine Hypostasierung also evolutionstheoretisch plausibilisieren lässt, ändert nichts an der Tatsache, dass Quine eben damit seinen physikalistisch-behaviouristischen Theorieanspruch stillschweigend unterläuft, durchbricht oder verlässt. So kann es denn auch nicht verwundern, dass Quine zwar *einerseits* versichert, „dass die Maßstäbe der Wahrnehmungs-Ähnlichkeit bei einem Individuum nur aus seinem Verhalten zu entnehmen sind“ (S. 38 f.), dass es ihm aber *andererseits* gerade nicht gelingt, das dafür erforderliche behaviouristische ‘Kriterium’ schlüssig zu formulieren.

Mit Beziehung auf seinen ersten diesbezüglichen Versuch²⁵⁹ kommt Quine zunächst um das folgende Zugeständnis offensichtlich nicht herum: „Das Problem bei diesem Kriterium ist nun, dass es nicht die möglichen Wirkungen der inneren Zustände ausscheidet, die, wenn auch noch so flüchtig, in dem Individuum vorhanden waren, als es von den Reizen getroffen wurde. Was ist mit seinen augenblicklichen Zielen, seinen flüchtigen Erinnerungen, seinem unterbrochenen Gedankengang? Ich rede mentalistisch, meine aber Bestandteile des physikalischen Zustands, wie auch deren Mechanismus beschaffen sei. Diese Bestandteile werden die betreffende Reaktion unter der Bedingung *a* oder *b* oder *c* begünstigen oder hemmen und die Wirkung der augenblicklichen Reize überlagern. Die richtige Berücksichtigung dieser inneren Störungen ist ein schwieriges Problem, denn wir möchten ja nicht den Beitrag des Subjekts zur Wahrnehmung ausblenden.“ (S. 39) Vor dem Hintergrund des physikalistisch-behaviouristischen Theorieanspruchs sowie des vorgeblichen Verzichts auf das Bewusstsein ist dieser Hinweis auf einen „Beitrag des Subjekts zur Wahrnehmung“ nicht minder bemerkenswert als die unbefangene Hypostasierung des ‘angeborenen Sinnes’ für die Wahrnehmungs-Ähnlichkeit. Dennoch ist Quines Versicherung, diesen Beitrag nicht „ausblenden“ zu wollen, kaum

²⁵⁹ „Eine seiner Reaktionen wurde unter der Bedingung *b* verstärkt und unter der Bedingung *c* bestraft und zeigte sich dann unter der Bedingung *a*, und daraus schloss man, dass für dieses Individuum *a* wahrnehmungsmäßig ähnlicher zu *b* als zu *c* gewesen sei.“ (S. 39)

mehr als ein schlichtes Lippenbekenntnis. Anstatt nämlich diesen Beitrag in irgendeiner Weise näher zu fixieren oder zu bestimmen, erklärt Quine zunächst, dass die Wahrnehmungs-Ähnlichkeit „irgendwie in der Mitte zwischen der Rezeptions- und der Verhaltensähnlichkeit liegen“ müsse (S. 39), um sodann zu konstatieren: „Jetzt stellt sich heraus, wie es bei Dispositionen das Gewöhnliche ist, dass unsere verhaltensmäßige Bedingung auch als hinreichende nicht hieb- und stichfest ist [...] Das kommt, wie wir wissen, auch bei den besten Dispositionen vor: Störwirkungen kommen ins Spiel. Doch dann *ist es an uns*, Möglichkeiten zu suchen, *solche Störwirkungen möglichst gut auszublenden*.“ (S. 40; Hvg. G. E.) Dementsprechend erschöpfen sich Quines weitere Ausführungen zur Wahrnehmungs-Ähnlichkeit darin, dass er zwischen „wahrnehmungsmäßig relevanten Episoden und solchen, in denen das Verhalten überwiegend auf inneren Störwirkungen beruht,“ grundsätzlich zu unterscheiden empfiehlt (S. 41), und sodann versichert: „Die gleichen Gesichtspunkte der Angeborenheit und der natürlichen Auslese legen auch ein besseres Kriterium dafür nahe, welches Verhalten man auf Wahrnehmungs-Ähnlichkeiten zurückführen kann. Man kann nämlich von einer erheblichen sozialen Gleichförmigkeit der Maßstäbe der Wahrnehmungs-Ähnlichkeit ausgehen. Unsere angeborenen Ähnlichkeitsmaßstäbe dürften ziemlich gleich sein, da sie Erbgut der Art sind; und auch wenn sie sich allmählich aufgrund von Erfahrungen verändern, kann man erwarten, dass sie einander im wesentlichen gleich bleiben wegen der gemeinsamen Umwelt, der gemeinsamen Kultur, der gemeinsamen Sprache und der gegenseitigen Einflüsse.“ (S. 42) Von dem naheliegenden Einwand, dass der *Homo sapiens sapiens* in sehr unterschiedlichen Umwelten auf diesem Planeten siedelt, eine Fülle unterschiedlicher Kulturen und zwischen vier- und sechstausend Sprachen hervorgebracht hat,²⁶⁰ deren empirisch-faktische Differenzen hier großzügig eingeebnet sind, um die konstante Gleichartigkeit der Ähnlichkeitsmaßstäbe überhaupt als plausibel erscheinen zu lassen, kann man dabei absehen. Denn auch das angekündigte und gleichsam versuchsweise formulierte ‘bessere Kriterium’²⁶¹ hat, wie Quine selber einräumt, noch „eine bestimmte Lücke“, weil zwei Individuen „keine gemeinsamen Rezeptoren“ haben (ebd.), weshalb er seine diesbezüglichen Bemühungen schließlich

²⁶⁰ Vgl. St. Pinker: *Der Sprachinstinkt*, S. 268.

²⁶¹ „Wenn man also findet, dass die Episoden *a* und *b* eines Individuums mehr oder weniger wahrnehmungs-ähnlich sind, je nachdem, ob es die Episoden *a'* und *b'* eines anderen Individuums sind, sofern *a* und *a'* sowie *b* und *b'* große Rezeptions-Ähnlichkeit aufweisen, dann kann das dem Glauben Nahrung geben, unsere Analyse der Wahrnehmungs-Ähnlichkeit für diese beiden Individuum sei auf dem richtigen Weg.“ (S. 42)

mit dem folgenden Hinweis einstellt: „In der Praxis haben die Psychologen freilich keine Schwierigkeit, die Gleichheit von Reizsituationen für verschiedene Individuen festzustellen; sie stellen einfach fest, dass es keine physikalischen Unterschiede gibt, die eine Rolle spielen können. Wir tun gut daran, den gleichen Weg einzuschlagen“ (S. 43).

So wenig, wie es Quine gelingt, vorsprachliches Lernen unter Verzicht auf das Bewusstsein zu erklären, so wenig gelingt es ihm, den Spracherwerb tatsächlich ohne Rekurs auf die ‘mentalistische Semantik’, ohne Rekurs also auf die ‘Idee der Idee’ und die ‘inneren Zustände’ des Lernenden zu explizieren. Das gilt zunächst einmal rein theorieimmanent betrachtet, hat aber Gründe, die nicht in der Quineschen Theorie, sondern offenbar in der Sache selbst liegen, die sie zu erklären unternimmt. Es dürfte kein Zufall sein, dass der Skinnersche Behaviourismus, dem Quine mehr oder minder offen verpflichtet ist, in der empirischen Kognitionspsychologie schon seit nahezu einem Vierteljahrhundert als überholt gilt²⁶² und dass in der modernen Psycholinguistik Autoren zu herausragender Prominenz gelangt sind, die nicht nur Positionen vertreten, die aus der Sicht Quines als ‘mentalistisch’ qualifiziert werden müssen, sondern im Anschluss an Chomskys Theorie der Universalgrammatik in aller Ausdrücklichkeit auch die Existenz des *Mentalesischen*, einer „Gedankensprache“,²⁶³ postulieren. Doch bevor auf diese *Rückkehr zum Mentalismus* in der empirischen Forschung selber eingegangen werden kann, ist es zweckmäßig, zunächst bei dem theorieimmanenten Aspekt zu verweilen und diejenigen Passagen zu betrachten, in denen Quine, wenngleich uneingeständenermaßen, auf die ‘Idee der Idee’, nämlich auf den *Gedanken des Denkens*, Bezug nimmt und mit ihm operiert, um den Spracherwerb zu erklären.

Das Grundmodell seiner Theorie des Spracherwerbs beschreibt Quine wie folgt: „Das Lernen des Kleinkindes ist ein lichtvolles Gebiet, auf dem die behaviouristische Psychologie blüht. Die Anfänge der Sprache werden durch Hinweis gelernt. Die nötigen Reize stehen da draussen vor uns, es gibt kaum ein Geheimnis. Die altertümliche Rede von Ideen, die erfasst und mitgeteilt werden, wird klaglos aufgegeben. Feinheiten und Dunkelheiten stellen sich aber in Menge ein, wenn man zu den weniger primitiven Formen des Sprachlernens vorstößt. Das Kind lernt, aus seinem wach-

²⁶² „The ‘miracle baby’ research of the last 25 years has made the initial resources of infants seem ever more impressive. At the same time, the empiricist projects of, say, traditional behaviourism have seemed ever more bankrupt.“ A. Gopnik u. A. Meltzoff: *Words, Thoughts and Theories*, S. 221.

²⁶³ St. Pinker: *Der Sprachinstinkt*, S. 95.

senden Wortschatz eigene neue Sätze zu bilden und sie richtig zu verwenden. Bis zu einem gewissen Grade lässt sich auch dieser Vorgang ganz gut vernünftig verstehen. Das Kind lernt auf naheliegende Weise einige kurze Sätze als ganze, indem es sie unter passenden beobachtbaren Umständen von Erwachsenen hört; dann bildet es neue durch analoge Einsetzung, indem es ein Wort eines solchen Satzes gegen ein anderes aus seinem Wortschatz austauscht.“ (S. 59 f.) Die Problematik, die Quines Theorie des Spracherwerbs ob ihres antimentalistischen Selbstverständnisses und Beweisanspruchs unmittelbar aufwirft, tritt bereits hier deutlich zu Tage. Denn es liegt ja auf der Hand, dass das Lernen der Bildung ‘eigener neuer Sätze’ aus dem ‘wachsenden Wortschatz’, das Erlernen ihrer ‘richtigen Verwendung’, das ‘Bilden analoger Einsetzungen’ bzw. der ‘Austausch’ eines Wortes durch ein anderes nicht nur ein Hören und durch Konditionierung erklärbares, quasi mechanisches Artikulieren von Lauten, sondern durchaus auch ein *Verstehen* der Worte und ihrer *Bedeutung* voraussetzt, also gerade diejenige mentale bzw. kognitive Leistung impliziert, die der Begriff des *Denkens* bezeichnet. Sollte Quine tatsächlich seinen antimentalistisch-behaviouristischen Erklärungsanspruch in solcher Offenheit bereits bei der ersten Einführung des Grundgedankens seiner Theorie des Spracherwerbs unterlaufen? Zwei Einwände gegen diese Lesart drängen sich auf.

Man könnte zum einen dafür plädieren, dass sich dieser Erklärungsanspruch streng genommen nur auf die ‘primitiven’ Formen des Spracherwerbs beziehe, da Quine im Blick auf die „weniger primitiven“ ja immerhin selbst darauf hinweist, dass sich bei ihrer Erklärung eine Fülle von „Feinheiten und Dunkelheiten“ einstellen. Nun sind die elementarsten Formen sprachlicher Äußerungen nach Quine die Beobachtungssätze (bzw. Termini).²⁶⁴ Mit Beziehung auf sie erklärt er zunächst: „Die Beobachtungssätze sind das Eingangstor zur Sprache. Man kann sie als erste lernen, weil man sie lediglich zu gegenwärtigen Episoden in Beziehung zu setzen braucht; es gibt keine *arrière pensée*, keine Notwendigkeit der Deduktion oder Vermutung, kein Heranziehen des Gedächtnisses.“ (S. 67) Von der naheliegenden Frage, ob dieses ‘In-Beziehung-setzen’ eines Satzes zu einer ‘gegenwärtigen Episode’ nicht sehr wohl, anders als Quine postuliert, einen Akt des Denkens voraussetzt und selbst bildet, kann man freilich

²⁶⁴ „Typische Beobachtungssätze sind ‘Rot’ (oder ‘Dies ist rot’, ‘Ich sehe Rot’), ‘Kaninchen’, ‘Es regnet’. Meist sprechen sie nicht über Empfindungen, sondern über äußere Dinge, da sie öffentlicher Verifikation fähig sind. Ihr kennzeichnendes Merkmal ist, dass die augenblicklichen Reize ausreichen.“ (S. 65) „‘Rot’ ist gleichzeitig ein Terminus und ein Satz.“ (S. 80)

absehen. Denn Quine insistiert darauf, dass ein Beobachtungssatz ein Satz ist, „der durch unmittelbare Konditionierung gelernt werden kann. Er liegt im Rahmen der üblichen Abrichtungsmethode für Tiere.“ (S. 68)

Es ist nun allerdings hochgradig symptomatisch, dass sich Quine bei seiner ersten Explikation des Lernens solcher Sätze wiederum, wie schon bei der Explikation des vorsprachlichen Lernens, zunächst einer ‘mentalistischen’ Beschreibung bedient: „Der Terminus ‘rot’ als Einwortsatz ist ein Beobachtungssatz [...] Mentalistisch beschrieben, besteht das Lernen dieses Satzes durch das Kind darin, dass es von Beobachtung und Experiment induktiv zu einem allgemeinen Wissen über die Umstände fortschreitet, unter denen man von Erwachsenen erwarten kann, dass sie ‘rot’ zustimmen.“ (S. 68) Da Quine diese Beschreibung selber als ‘mentalistisch’ kennzeichnet und überdies eine „weniger problematisch[e]“ Alternative anbietet, die den Vorgang „[v]on der passiven Seite her“ fixiert (ebd.), seien noch zwei weitere Passagen herangezogen, bei denen dies nun gerade *nicht* der Fall ist. Die erste erläutert Quines These, wonach das „Lernen eines Beobachtungssatzes [...] auf die Bestimmung seine Ähnlichkeitsgrundlage hinaus[läuft]“, wie folgt: „Beim Lernen des Satzes kommt das Kind vielleicht Schritt für Schritt allmählich an dessen Ähnlichkeitsgrundlage heran. Beim Lernen von ‘rot’ muss es lernen, dass es um den Gesichtssinn geht, nicht um einen anderen. Es muss die richtige Perspektive finden, und es muss herausfinden [!], wieviel es zählen lassen soll: einen wie großen Farbleck. Es muss lernen, welcher Aspekt des Farbleckes zählen soll; es könnte ja meinen [!], an seinem ersten roten Farbleck sei die Form und nicht die Farbe das Wesentliche.“ (S. 69) Man wird nicht ernsthaft behaupten wollen, dass hier ‘*nur* von äußeren Gegenständen’ die Rede wäre, nicht aber von ‘inneren Zuständen’. Nicht minder deutlich tritt der offenbar unvermeidliche Rekurs auf das Denken dort hervor, wo Quine das „Erlernen der Zustimmung“ diskutiert: „Das Kind muss, wie schon bemerkt, lernen, wie und wann es auf die Fragen der Eltern zustimmen soll, weil die Eltern nur begrenztes Verständnis für seine Initiative haben. Umgekehrt muss das Kind, das so weit gekommen ist, dass es seinen Gebrauch der Sprache erproben und verbessern [!] möchte, lernen, den Eltern Aussagen zur Zustimmung vorzulegen; denn die Äußerungen, die die Eltern von sich aus machen, sind zu vereinzelt, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Das sind zwei Gründe für die Unentbehrlichkeit der Zustimmung, und es gibt noch einen weiteren, stärkeren Grund. Denn es gibt Beobachtungssätze, deren Verwendungsbedingungen nicht durch bloßes aufmerksames Warten [!] herausgefunden werden können, auch nicht, wenn man besonderes Glück hat; sie lassen sich überhaupt nur

durch Frage und Zustimmung ermitteln. Ich meine Beobachtungssätze mit sich überschneidenden Spielräumen. Wenn man bloß passiv die Reizepisoden registrieren [!] würde, in denen die Eltern von sich aus ‘Kaninchen’ oder ‘Tier’ sagten, könnte man sich nicht vergewissern [!], dass alles, was als Kaninchen bezeichnet wird, auch als Tier gilt, oder ob irgendetwas, was als Tier bezeichnet wird, auch als Kaninchen gelten kann.“ (S.75)

Die Offenheit, mit der Quine hier seine Anfangsthese unterläuft, wonach es bei den Beobachtungssätzen „keine *arrière pensée*, keine Notwendigkeit der Deduktion oder Vermutung, kein Heranziehen des Gedächtnisses“ gäbe – denn wie sollte man sich über etwas ‘vergewissern’ wollen und können, ohne diesbezüglich Vermutungen zu hegen und dabei das Gedächtnis heranzuziehen? –, führt unmittelbar zu dem zweiten der angekündigten Einwände. Da Quine zur Erklärung des Lernens selbst der elementarsten Beobachtungssätze sehr wohl auf das Denken Bezug nimmt, könnte man ja meinen, dass seine Kritik des Mentalismus *anders* als in der hier durchgeführten Weise zu interpretieren sei, nämlich dahingehend, dass sie lediglich beabsichtigte, die Hypostasierung *platonischer* Ideen zurückzuweisen, die in einem intelligiblen Jenseits von Ewigkeit zu Ewigkeit ihr apartes Sonderdasein fristeten, dass Quine also gerade *nicht* darauf abziele, mit der ‘Idee der Idee’ auch den Gedanken des Gedankens oder des Denkens selbst aus der Theorie herauszuhalten. Trifft dieser Einwand jedoch zu, dann schlägt er unmittelbar in das Gegenteil dessen um, was er intendiert, nämlich in das *Zugeständnis*, dass der Gedanke des Denkens ‘natürlich’, wie man sagen mag, in seiner Theorie sowohl des vorsprachlichen Lernens wie auch des Spracherwerbs überall implizit oder latent präsent ist, obwohl Quine dort die Verwendung des ‘mentalistischen’ Terminus ‘Denken’ in auffälliger Umsicht sorgsam vermeidet. Anders formuliert: Das Unternehmen, den Spracherwerb allen Ernstes *allein* im Rekurs auf ‘äußere Gegebenheiten’ und *ohne jede* Bezugnahme auf das Denken erklären zu wollen, ist ein so hoffnungsloses Unterfangen, dass man selbst Quine, trotz seiner Polemik gegen den Mentalismus, diese Beweisabsicht nicht unterstellen mag. Gleichgültig jedoch, ob man die eine oder die andere Variante der Interpretation seines Verzichts auf die ‘Idee der Idee’ bevorzugt: Dass es Quine tatsächlich gelungen wäre, das Denken behaviouristisch auf das Sprechen zu ‘reduzieren’, lässt sich in keinem Falle behaupten.

Es ist daher auch durchaus nicht verwunderlich, dass Quine im dritten Theorieteil, dessen explizit wissenschaftstheoretische Zielsetzung die Interpretation erlaubt, dass hier das Denken, sofern es sich in der wissenschaftlichen Theorie manifestiert, „durch“ die Sprache, nämlich aus dem Sprachlernen heraus erklärt werden soll, sich de facto auch gar nicht mehr

auf die Sprache, nicht auf die *Umgangssprache* bezieht und an ihr orientiert, sondern ganz unzweideutig das *Denken selber* als Rückgangsdimension in Anspruch nimmt: „Unser Haus ontologisch in Ordnung bringen heißt nicht eine implizit schon vorhandene Ontologie explizit machen, indem die Umgangssprache gesichtet und dann beim Wort genommen wird. *Es geht darum, sich etwas auszudenken und die Sprache danach auszurichten.*“ (S. 127 f.; Hvg. G. E.) Nicht minder deutlich erklärt Quine an anderer Stelle: „Trotzdem bin ich nicht einmal auf eine Beschreibung des tatsächlichen Verlaufs des Lernens der Umgangssprache aus, so willkommen sie auch wäre. Meine Bemühungen um die wesentliche Psychogenese der Referenz hätten ihr Ziel auch einigermaßen erreicht mit einer einleuchtenden Beschreibung eines möglichen schrittweisen Fortgangs von der Kindheit bis zu einer logisch aufgebauten Wissenschaftssprache, auch unter Umgehung der Umgangssprache.“ (S. 132) Dass Quine die Umgangssprache tatsächlich ‘umgeht’, um die Möglichkeit einer logisch aufgebauten Wissenschaftssprache zu erklären, wird vollends dort klar, wo er das Erlernen der basalsten Quantifikationen, nämlich der Existenz- und der Allquantifikation, zu erklären unternimmt: „Es ergibt sich auch unmittelbar die einfache All- und Existenzquantifikation, da ‘ $(x) Fx$ ’ und ‘ $(\exists x) Fx$ ’ erklärt werden können als (x) (wenn nicht Fx , dann Fx), $(\exists x) (Fx \text{ und } Fx)$. Diese Herleitungen sind *künstlich*, doch ihr Vorhandensein genügt, um das Interesse daran, wie der *wirkliche* Lernvorgang ausgesehen haben könnte, *in den Hintergrund treten zu lassen.*“ (S. 139; Hvg. G. E.) Wenn aber der wirkliche Lernvorgang ‘in den Hintergrund’ tritt, wenn die Umgangssprache ‘umgangen’ wird und es darum geht ‘sich etwas auszudenken’, dann kann nur noch das Denken selber, also die als ins Dunkel führend verschmähte mentalistische ‘Introspektion’ die Rückgangsdimension bilden. Der Umstand, dass Quine selber sehr wohl darum weiß, dass er mit seinen ‘*Spekulationen*’ über die Psychogenese der Referenz den Bereich einer schlichten Analyse der natürlichen Sprache und der Beschreibung ihres Erwerbs weit übersteigt und hinter sich lässt, da sie methodologische Probleme aufwerfen, die sich auf der Basis bzw. in der Absicht einer Reduktion des Denkens auf das Sprechen schlechterdings nicht mehr klären lassen, kommt deshalb auch in Quines abschließender „Zusammenfassung der Psychogenese“ (S. 170 f.) in all seiner Ambivalenz zu gleichwohl unzweideutigem Ausdruck, wenn Quine dort einerseits erklärt: „Wir haben die Genese und Entwicklung der Referenz verfolgt. Man kann unseren Überblick ebenso auf die Entwicklung des einzelnen wie auf die der Menschheit beziehen, *da er auf jeden Fall fiktiv ist.*“ zugleich aber, und zwar nur einen Absatz später, darauf insistiert: „Quartären und Variablen

kennt die Umgangssprache nicht, ebensowenig ‘derart, dass’. Trotzdem finde ich die vorangegangene Darstellung im wesentlichen einleuchtend, insbesondere als Darstellung des *tatsächlichen* Lernens des Kindes.“ (S. 171; Hvg. G. E.)

Die moderne empirische Kognitionspsychologie und Psycholinguistik sind nicht ohne Grund über den Antimentalismus hinweggegangen und zu Theorietypen zurückgekehrt, die unzweideutig und ohne allen pejorativen Nebensinn als *mentalistisch* einzustufen sind. Denn die kognitiven Leistungen von Säuglingen sind offenbar weit komplexer, als alle Versuche, das Denken auf das Sprechen zu reduzieren, glauben machen möchten bzw. implizieren müssen, wie sich auch der Spracherwerb allem Anschein nach nicht erklären lässt ohne die Annahme von ‘Ideen’, ‘Gedanken’ und ‘Bedeutungen’, die im Denken ‘erfasst’, mit Wörtern ‘verknüpft’ und alsdann sprachlich ‘mitgeteilt’ werden. Im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung muss und kann es genügen, dies anhand von zwei besonders eindringlichen Beispielen, der ‘Theorie-Theorie’ von Alison Gopnik und Andrew Meltzoff sowie Steven Pinkers Theorie des ‘Sprachinstinkts’, zu belegen.

Den Grundgedanken ihrer ‘Theorie-Theorie’ exponieren Gopnik und Meltzoff wie folgt: „The central idea of this theory is that the processes of cognitive development in children are similar to, indeed perhaps even identical with, the processes of cognitive development in scientists. Scientific theory change is, after all, one of the clearest examples we know of the derivation of genuinely new abstract and complex representations of the world from experience.“²⁶⁵ Die These, dass die kognitive Entwicklung von Kleinstkindern – die Rede ist von der Phase zwischen der Geburt und den ersten achtzehn bzw. vierundzwanzig Lebensmonaten – nach dem Muster des Wandels *wissenschaftlicher Theoriebildung* erklärt werden kann, mag vor strikt empiristischem Hintergrund befremden, wie auch die äußerst weitreichenden Schlussfolgerungen hinsichtlich eines *angeborenen Wissens* über Verbindungen zwischen den eigenen inneren Zuständen und wahrgenommenen Handlungen, über das Fremdpsychische und das Leib-Seele-Problem, zu denen sich Gopnik und Meltzoff aufgrund der Studien zur Gesichterimitation bei Säuglingen genötigt sehen: „There is considerable evidence that from an extremely early age infants distinguish between inanimate objects and people and respond in a distinctive way to human faces and voices (de Boysson-Bardies et. al., 1993; Meltzoff & Kuhl, 1994; Meltzoff & Moore, 1993; Morton & Johnson, 1991; Trevarthen, 1979).

²⁶⁵ A.Gopnik u. A. Meltzoff: Words, Thoughts, and Theories, S. 3.

This parallels the distinction between objects and psychological agents in the adult theory. This fact by itself, however, does not tell us how the infant conceives of people or whether she identifies other people with herself. We want to make a stronger claim about the infant's initial theory. *We claim that infants already know that they are like other people.* We suggest that *from birth*, information about action that comes, *literally, from inside ourselves* is coded in the same way as information that comes from observing the behavior of others. There is a fundamental cross-modal representational system that connects self and other (Meltzoff & Gopnik, 1993; Meltzoff & Moore, 1995a). This initial basis then becomes the basis for the child's further acquisition of a theory of action.²⁶⁶ Der berühmte Streit zwischen Locke und Leibniz (*nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu – nisi intellectus ipse*) scheint, so könnte man pointiert sagen, durch Locke zugunsten von Leibniz entschieden zu sein.

Wichtiger als diese weitreichenden Schlussfolgerungen und wichtiger auch als die Einzelheiten des Gesamtbildes, das Gopnik und Meltzoff von der kognitiven Entwicklung zeichnen, ist im aktuellen Zusammenhang jedoch der Umstand, dass die 'Theorie-Theorie' in aller Ausdrücklichkeit auch auf die Phase zwischen der Geburt und dem *Beginn* des Spracherwerbs zu beziehen ist, auf diejenige Phase also, in der Säuglinge noch gar nicht über Sprache verfügen. Gleichwohl können sie *denken* – sie verfügen über abstrakte und aufeinander bezogene Repräsentationen der Welt, sie ziehen Schlussfolgerungen, treffen Vorhersagen und besitzen ein kohärentes Objektwissen: „The research we have just described suggests that infants are born assuming a world of three-dimensional, amodal objects. *Their representations of the world are abstract and interrelated, and they license certain kinds of inferences and predictions.* For example, infants make appropriate inferences about whether their reaches will make contact with an object and about the relation between size and distance (Brower, 1982; Hofsten, 1982). They correctly and productively *infer* that if an object has certain visual features it will have certain tactile or auditory features (Kuhl & Meltzoff, 1984; Meltzoff, 1990; Spelke, 1976, 1979, 1987). These extremely early representations are plainly much richer than Piaget supposed, and than we often suggest when we talk about purely 'perceptual' capacities. More directly relevant to object appearances,

²⁶⁶ (Ebd. S. 128 f.; Hvg. G. E.). Vgl. ferner: „Imitation, then, suggests an innate link between mental states and actions, though this link is much more primitive than the links among desires, intentions, and actions that underpin the adult theory. Newborn imitation is nature's way of solving both the problem of other minds and the mind-body-problem at one fell swoop. [...] Imitation is surely innate, if anything is.“ (S. 131)

within the first six months of life, infants are capable of responding to an object that has disappeared from sight. Piaget himself noticed this. For example, if infants lose sight of an object because they turn their head away from it, they will move their heads back again to recover sight of the object (Piaget, 1954). Similarly, young infants will move an object they hold into their visual field (Piaget, 1954). There is also some evidence suggesting that young infants who are looking at an object when the room lights are extinguished may continue to reach for the object that they saw before (Bower & Wishart, 1972; Clifton et al., 1991; Hood and Willatts, 1986). In these cases it is clear that even these very young infants *predict* something about where the object will reappear after it has disappeared. Indeed, in the reaching-in-the-dark cases, the infant must continue to represent the object even when it is out of their immediate sight. If we use this minimal notion of object permanence, then even very young infants seem to have object permanence. *By the time they are 6 months old, young infants also demonstrate a great deal of systematic, coherent knowledge about the movements of objects.* Infants seem to be able to project the visible trajectory of an object. That is, if they see an object moving on a trajectory, they predict that it will appear at the appropriate place and at the appropriate time later in that trajectory.“ (Ebd. S. 83 f.; Hvg. G. E.)

Es kann nicht Aufgabe der vorliegenden Untersuchung sein, die Qualität und Überzeugungskraft der empirischen Studien, auf deren Grundlage Gopnik und Meltzoff ihre ‘Theorie-Theorie’ entwickelt haben, bewerten oder etwa gar in Abrede stellen zu wollen. Auch die Frage nach der Mehrheitsfähigkeit der ‘Theorie-Theorie’ innerhalb der Kognitionspsychologie insgesamt bedarf im aktuellen Zusammenhang keiner Diskussion, da sie zum einen von dem hier allein entscheidenden Punkt – nämlich der Frage der ‘Reduzierbarkeit’ des Denkens auf das Sprechen, des Gedankens auf seinen sprachlichen Ausdruck – ablenken würde, und da zum zweiten nicht nur aus der Psychologie, sondern auch aus der *Sprachwissenschaft* Stimmen zu vernehmen sind, die der Reduzierbarkeitsthese entschieden widersprechen.

Der gegenwärtig wohl prominenteste Repräsentant einer ausdrücklich mentalistischen Theorie der Sprache und des Spracherwerbs, der Psycholinguist Steven Pinker, hat in seinem Buch über den ‘Sprachinstinkt’²⁶⁷ nicht nur linguistische Argumente gegen die Reduzierbarkeitsthese vorgelegt, sondern auch eine Fülle von Material – kognitionspsychologischer, neuropathologisch-hirnphysiologischer, anthropologischer, biologischer und linguistischer Provenienz – zusammengetragen, durch das diese These

²⁶⁷ A. a. O. (Anm.260.)

als empirisch widerlegt gelten dürfte. Angeregt durch die sprachpathologischen Befunde Myrna Gopniks,²⁶⁸ welche die Hypothese der Existenz eines Sprachgens nahelegten, vertritt Pinker im Anschluss an Chomskys Theorie der Universalgrammatik die These, dass allen empirisch-realen Einzelsprachen die eine, angeborene 'Sprache' des Geistes, das *Mentalesische*, zugrunde liegt, ohne deren Annahme der Spracherwerb schlechterdings nicht erklärt werden könne: „Somit ergibt sich folgendes Bild: Die Menschen denken nicht auf Deutsch, Englisch, Chinesisch oder Apache. Sie denken in einer Gedankensprache. Diese Gedankensprache ähnelt wahrscheinlich jeder dieser Sprachen ein wenig. Vermutlich besitzt sie Symbole für Konzepte und Symbolanordnungen, die angeben, wer wem was getan hat [...] Es könnte durchaus sein, dass Sprecher des Deutschen [...] gewissermaßen in einem vereinfachten und annotierten Quasi-Deutsch denken und Sprecher des Apache in einem vereinfachten und annotierten Quasi-Apache. Aber damit diese Gedankensprachen logisches Denken ermöglichen, müssen sie einander sehr viel ähnlicher sein als ihren jeweiligen gesprochenen Pendanten; wahrscheinlich sind sie sogar gleich und bilden ein *universales Mentalesisch*. Eine Sprache zu beherrschen heißt also zu wissen, wie Mentalesisch in Wortketten zu übersetzen ist und umgekehrt. Menschen ohne eine Sprache verfügen dennoch über Mentalesisch, und Babys und viele nichtmenschliche Lebewesen beherrschen vermutlich einfachere Dialekte davon. Ja – beherrschen Babys kein Mentalesisch, das sie ins Deutsche und zurück übertragen könnten, so wäre unklar, wie sie dann überhaupt Deutsch lernen könnten, ja sogar, was Deutsch lernen überhaupt bedeutet.“²⁶⁹

Die weitreichenden Thesen Pinkers, der konsequenterweise nicht nur das Vorhandensein von Genen,²⁷⁰ sondern auch eines im Gehirn

²⁶⁸ „The distribution of dysphasia in this large family suggests that it may be due to one dominant gene; M. Premby (Institute of Child Health, London) is searching for appropriate genetic markers.“ Myrna Gopnik: Feature-blind grammar and dysphasia, in: *Nature*, Bd. 346 (1990) S. 715. Vgl. ferner dies.: Genetic basis of grammar defect, in: *Nature*, Bd. 347 (1990) S. 26.

²⁶⁹ Pinker: *Der Sprachinstinkt*, S. 95 f.; Hvg. G. E.

²⁷⁰ „Wir sind nun an einem Punkt angelangt, an dem wir eine Definition der potentiellen Genen formulieren können. Diese Gene wären Teilstücke der DNS, die zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Stellen im Gehirn Proteine codieren beziehungsweise die Transkription von Proteinen auslösen, welche ihrerseits Neuronen zu Netzen hinsteuern und sie dort verankern; diese Netze wiederum sind gemeinsam mit der synaptischen Abstimmung, die bei Lernprozessen stattfindet, erforderlich, um die Lösung eines grammatischen Problems – etwa die Wahl eines Affixes oder Wortes – zu berechnen.“ (Pinker, *Der Sprachinstinkt*, S. 374 f.)

lokalisierbaren „Sprachorgans“²⁷¹ postuliert, sind innerhalb der Sprachwissenschaft nicht unumstritten. Betrachtet man allerdings die Kritik ein wenig genauer, die etwa Jürgen Tarbant gegen Pinker vorträgt, so zeigt sich, dass sie den hier entscheidenden Punkt – Pinkers massives Plädoyer gegen die Reduzierbarkeitsthese²⁷² – überhaupt nicht betrifft, sondern die Irreduzibilität des Gedankens auf seinen sprachlichen Ausdruck *ihrerseits* konzediert.

Für Pinker kann es keinen Zweifel daran geben, dass die Reduzierbarkeitsthese falsch ist: „Die Vorstellung, Gedanken und Sprache seien ein und dasselbe, ist gewissermaßen eine konventionelle Absurdität. Eine Behauptung also, die dem gesunden Menschenverstand völlig widerspricht, die aber alle für bare Münze nehmen, weil man sich dumpf erinnert, sie irgendwann einmal gehört zu haben, und weil sie so bedeutungsschwanger ist [...] Wir alle kennen die Situation, dass wir beim Schreiben oder Aussprechen eines Satzes plötzlich innehalten, weil wir merken, dass wir für das, was wir sagen wollen, nicht die richtigen Worte gefunden haben. Dieses Gefühl ist aber nur

²⁷¹ „Die grobe Verteilung der Sprachorgane in der perisylvischen Region könnte man so beschreiben: vorderer Teil der perisylvischen Region (mit dem Broca-Zentrum) für die Grammatikverarbeitung; hinterer Teil (mit dem Wernicke-Zentrum und der Schnittstelle der drei Hirnlappen) für die Lautung von Wörtern, insbesondere Nomen, und einige Aspekte ihrer Bedeutung.“ S. 262 „Die menschliche Sprache hat sogar einen speziellen Platz im Gehirn. Die Rufe von Primaten werden nicht von der Hirnrinde gesteuert, sondern von phylogenetisch älteren Nervenstrukturen im Hirnstamm und im limbischen System, die an der Bildung emotionaler Regungen stark beteiligt sind. Nichtsprachliche Lautäußerungen des Menschen, wie Schluchzen, Lachen, Seufzen oder Schmerzensschreie, werden ebenfalls subkortikal, also nicht von der Hirnrinde, kontrolliert. Subkortikale Strukturen steuern sogar die Flüche, die eine Hammerschlag auf den Daumen begleiten oder sich als unwillkürlicher Tic beim Tourette-Syndrom entwickeln oder die manchmal als einzige sprachliche Äußerung von Broca-Aphasikern bestehen bleiben [...] Die eigentliche Sprache aber ist [...] in der Hirnrinde, und da vor allem in der perisylvischen Region, angesiedelt.“ (Pinker, *Der Sprachinstinkt*, S. 387 f.)

²⁷² „Dass die Bedeutung der Sprache oft überbewertet wird, ist verzeihlich. Worte machen Geräusche oder sitzen auf einem Blatt Papier – jeder kann sie sehen und hören. Die Gedanken aber bleiben im Kopf des Denkenden gefangen. Will man wissen, was ein anderer denkt, oder will man sich über das Wesen des Denkens unterhalten, braucht man – wie könnte es anderes sein? – Worte! Es ist kein Wunder, dass viele Autoren sogar Mühe haben, sich Gedanken ohne Worte vorzustellen – oder fehlt ihnen nur die Sprache, darüber zu reden? Als Kognitionswissenschaftler fällt es mir leicht, dem Alltagswissen (Denken und Sprache sind verschieden) recht zu geben und den linguistischen Determinismus als konventionelle Absurdität abzutun. Denn uns stehen inzwischen zwei Instrumente zu einer sachlichen Behandlung des Problems zu Verfügung: zum einen experimentelle Untersuchungen, in denen die *Wortbarriere durchbrochen* und *zahlreiche Arten nonverbalen Denkens* erschlossen werden; zum anderen eine Theorie über Denkvorgänge, in der die relevanten Fragen ausreichend präzise gestellt werden.“ (*Der Sprachinstinkt*, S. 79; Hvg. G. E.; vgl. ferner S. 92, 95, 370, 419, 421 u.ö.)

möglich, wenn der Gedanke und das Gesagte nicht identisch sind. Zuweilen ist es furchtbar schwer, einen Gedanken *überhaupt* in Worte zu kleiden.“ (S. 67 f.) Zur Begründung zieht Pinker unter anderem das Phänomen der Mehrdeutigkeit sprachlicher Ausdrücke am Beispiel von Stilblüten²⁷³ heran: „Jedes Zitat enthält ein mehrdeutiges Wort. Doch die dem Wort zugrunde liegende Idee ist mit Sicherheit *nicht* mehrdeutig. Zweifellos wussten die Verfasser, welche Bedeutung der Wörter *Gewicht*, *halb* und *laden* sie im Sinn hatten. Wenn aber zwei Ideen ein und demselben Wort entsprechen, dann können Ideen nicht Worte sein.“ (S. 92) Neben diesem Auseinander fallen von Idee und Wort, von Gedanke und sprachlichem Ausdruck will Pinker freilich auch beweisen, dass es „keinerlei wissenschaftliche Belege dafür [gibt], dass die Sprachen die Denkweisen ihrer Sprecher dramatisch beeinflussen.“ (S. 69) Dagegen wendet Trabant ein: „Interessant und richtig ist es sicher, universelle Konzeptualisierungen jenseits der sprachlichen Bedeutungen anzunehmen. Aber es besteht keinerlei Notwendigkeit, deswegen gleich jede sprachliche ‘Einfärbung’ des Denkens überhaupt abzulehnen [...] Mehr hat die Humboldtsche These von den verschiedenen Sprachen als verschiedenen ‘Weltsichten’ nie behauptet. Und auch hier hat man in der Tradition des europäischen Sprachdenkens durchaus gewusst, dass das Denken einerseits die Sprache hinter sich lässt und dass es andererseits Denken vor den sprachlichen Bedeutungen gibt.“²⁷⁴

Dieses innerhalb der „Tradition des europäischen Sprachdenkens“ in der Tat selbstverständliche Wissen um die Verschiedenheit von Sprache und Denken ist, das dürfte am Beispiel Quines deutlich geworden sein, im Zuge der Wende zur Sprache verlorengegangen. Man mag zwar Pinker gegenüber skeptisch bleiben, wenn er postuliert: „Sprache funktioniert also, indem das Gehirn jedes Menschen ein Lexikon mit Wörtern und den Konzepten, für die sie stehen (also ein mentales Lexikon), enthält sowie eine Menge an Regeln, nach denen die Wörter kombiniert werden, um Beziehungen zwischen den Konzepten zu bezeichnen (also eine mentale

²⁷³ Drei der von Pinker bzw. in der deutschen Übersetzung genannten Stilblütenbeispiele seien zur Illustration hier angeführt: „CDU-Frauen fordern mehr Gewicht. [...] Halbes Kind überfiel Bank [...] Mein Hosenladen ist immer offen. Natürlich nur in der Zeit zwischen 8 und 18 Uhr.“ Der Sprachinstinkt, S. 92.

²⁷⁴ J. Trabant: Artikulationen, S. 189. Es sollte nicht verwirren, dass Trabant offenbar eine andere Terminologie verwendet als Pinker und auch Quine. Was Trabant ‘sprachliche Bedeutungen’ nennt, das können nur die sprachlichen Ausdrücke, in der Terminologie von Pinker und Quine also die Worte sein. Anders machte das Zugeständnis, dass es Denken vor den sprachlichen Bedeutungen gibt, keinen guten Sinn.

Grammatik).“ (SI, S. 99) Auch die Frage, ob der von Pinker vorgestellte „Grammatikapparat“²⁷⁵ tatsächlich für alle Sprachen der Welt gilt, kann hier auf sich beruhen. Trifft aber zu, dass, wie Pinker plastisch formuliert, in der empirischen Forschung die „*Wortbarriere durchbrochen* und *zahlreiche Arten nonverbalen Denkens* erschlossen“ wurden (vgl. o. Anm. 258) – und dies wird man schwerlich bestreiten können –, dann sind jene zu Beginn dieses Kapitels erwähnten ‘Zwillingsgrundsätze’ der analytischen Philosophie als ein schlechterdings nicht mehr haltbares Dogma erwiesen und also preiszugeben: Wenn es vorsprachliches Denken empirisch-faktisch *gibt*, dann kann *keine* philosophische Erklärung des Denkens ‘durch’ eine Analyse der Sprache den Anspruch erheben, ‘umfassend’ zu

²⁷⁵ Pinker beschreibt diesen Grammatikapparat zusammenfassend so: „Es lässt sich guten Gewissens behaupten, dass der in den Kapiteln vier bis sechs vorgestellte Grammatikapparat für alle Sprachen der Welt gilt. Sämtliche Sprachen verfügen über einen Wortschatz von Tausend bis zu mehreren zehntausend Einträgen, die sich in Wortkategorien einteilen lassen, zu denen Nomen und Verben gehören. Die Nomen werden nach dem X-bar System zu Phrasen (Nomen finden sich in N-bar-Phrasen, welche sich in Nominalphrasen finden usw.) Auf höheren Ebenen der Phrasenstruktur stößt man auf Hilfsverben (INFL), die Tempus, Modalität und Aspekt angeben. Nomen enthalten Markierungen zu Kasus und ihnen zugewiesenen semantischen Rollen aufgrund der Einträge im mentalen Lexikon für das Verb oder ein anderes Prädikat. Phrasen lassen sich durch Anwendung einer strukturabhängigen Bewegungsregelunter Zurücklassung einer Lücke oder ‘Spur’ von ihren Tiefenstrukturpositionen wegbewegen, wobei sie Fragen, Relativsätze, Passivkonstruktionen und andere weitverbreitete Konstruktionen bilden. Neue Wortstrukturen lassen sich durch Derivations- und Flexionsregeln erzeugen und modifizieren. Flexionsregeln verleihen in erster Linie Nomen ihre Kasus- und Numerusmarkierung und markieren Verben in bezug auf Tempus, Aspekt, Modus, Aktiv oder Passiv, Negation und die Kongruenz mit Subjekt und Objekt in Numerus, Genus und Person. Die phonologische Gestaltung der Wörter erfolgt mittels metrischer und silbischer Bäume und auf verschiedenen Ebenen für Merkmale wie Stimmhaftigkeit, Ton, Art und Ort der Artikulation, und die anschließende Anpassung der Lautgestalt übernehmen phonologische Regeln in einer festgelegten Reihenfolge. Auch wenn viele dieser Regeln in gewisser Weise sinnvoll sind, vermitteln sie in ihren Einzelheiten, die sich in allen möglichen Sprachen, jedoch nicht in künstlichen Systemen wie FORTRAN oder der Notenschrift wiederfinden, doch stark den Eindruck, dass dem menschlichen Sprachinstinkt eine nicht allein auf Geschichte oder Kognition zurückführbare Universalgrammatik zugrunde liegt. Gott musste nicht allzuviel tun, um die Sprache von Noahs Nachkommen zu verwirren. Abgesehen vom Vokabular – nach dem das Wort für ‘Maus’ *Maus* oder *souris* lautet, werden einige Eigenschaften der Sprache in der Universalgrammatik einfach nicht festgelegt und können als Parameter variieren. So darf jede Sprache frei wählen, ob die Elemente in einer Phrase nach dem Kopf-zuerst- oder Kopf-zuletzt-Prinzip angeordnet werden (*essen Sushi* und *nach Chicago* gegenüber *Sushi essen* und *Chicago nach*) und ob ein Subjekt in allen Sätzen obligatorisch ist oder weggelassen werden kann, wenn dem Sprecher danach ist.“ (Der Sprachinstinkt, S. 274 f.)

sein, und schon gar nicht reklamieren, dass sich das Denken ‘nur in dieser und keiner anderen Weise’ erklären ließe. Darüber hinaus ist dann natürlich auch zu bestreiten, dass das, was das Denken im Kern ist und was es ausmacht, *überhaupt* ‘durch’ eine Analyse der Sprache verstanden werden kann. Vielmehr setzt jede Erklärung der Sprache das Denken voraus und nimmt es in seiner *Ursprungsfunktion* immer schon in Anspruch. Eine philosophische Erklärung des Denkens kann daher nur durch eine Analyse des *Denkens selber* gegeben werden kann. Dass sich eine solche Analyse sprachlicher Ausdrücke bedient und mit ihnen operiert, steht außer Frage und ist nirgends bestritten worden.

Vor diesem Hintergrund kann der schlichte Umstand, dass die Cohensche ‘Erkenntnislogik’ und, sofern sie die Grundlagen für sein „System der Philosophie“ legt, eben auch dieses insgesamt mit einer Verständigung über das Denken beginnt – „*Wir fangen mit dem Denken an.*“ (LrE, 13) – nicht mehr als anstößig erscheinen, wie auch die sowohl auf das Denken als auch auf die Erkenntnis bezogene Rede von der ‘Reinheit’, die natürlich nicht etwa Inhaltslosigkeit meint, nicht mehr als ein *eo ipso* ausreichender Beleg dafür gelten sollte, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehen kann. Die Theorie des ‘reinen’ Denkens, die Cohen entwickelt, begründet seine bereits am Ende des letzten Kapitels exponierte These von der notwendigen Offenheit des kategorialen Systems und mündet schließlich ein in das Theorem der Hypothesis, das in den anderen Systemteilen immer stärker, immer nachdrücklicher in den Vordergrund tritt und deshalb als der entscheidende erkenntnis-, darüber hinaus aber auch *philosophiekritische* Ertrag des Cohenschen Systems insgesamt betrachtet werden muss, der nach wie vor Beachtung verdient. Bevor auf diesen Problemkomplex, den Begriff des Denkens, das Prinzip des Ursprungs und das Theorem der Hypothesis eingegangen werden soll, sei zunächst kurz die Frage erörtert, weshalb denn eigentlich, aus welchem *sachlichen* Grund die Philosophie mit dem Denken zu beginnen habe, anstatt mit den im Verlauf der vorliegenden Arbeit betrachteten Alternativen (der Suche nach einem Sinnkriterium, der Verfasstheit des kognitiven Apparats, dem Spracherwerb).

Keine philosophische Selbst- und Weltverständigung kommt um die Anerkennung des ebenso schlichten wie unbestreitbaren Umstands herum, dass *sie selbst* sich *im* Denken vollzieht, dass Philosophie selbst Denken ist und Erkenntnis zu sein beansprucht (wenn sie nicht auf jeden Erkenntnisanspruch verzichtet und sich damit sogleich auch wieder verabschiedet). Und keines der Themen, auf die sie sich bezieht – seien es die materiellen

Dinge der empirischen Realität, die Natur oder das Sein, seien es jene Kulturphänomene, welche die klassischen Themata von Ethik und Ästhetik, von Rechts-, Geschichts- und Religionsphilosophie bilden, oder sei es schließlich auch die Sprache und die Subjektivität –, wird in ihr anders denn *als* ein (bzw. mehrere) *Gedanke(n)* von ihnen thematisch. Nichts zeigt dies deutlicher als gerade die berühmte Protokollsatzdebatte des Wiener Kreises selber, die mit Carl Gustav Hempels „Analysis“-Beitrag von 1935 faktisch beendet wurde.²⁷⁶ Stellte diese Debatte doch nichts Geringeres als den Versuch dar, mit den ‘Protokollsätzen’ „die Basis der Überprüfung empirischer Aussagen“ zu beschreiben, also eben jenen direkten, scheinbar von aller ‘Zutat’ seitens des Denkens ganz freien und durch es schlechthin unverstellten Konnex mit der ‘Wirklichkeit selbst’, über den die empirische Wissenschaft verfügt, indem sie mit Beobachtung und Experiment operiert, wissenschaftstheoretisch, mithin in der Philosophie, zu isolieren und zu fixieren. Aber wenn diese Debatte eines gezeigt hat, dann ist es dies, dass auch in den Protokollsätzen nicht die ‘Wirklichkeit selbst’ rein und gleichsam ‘denkfrei’ *gegeben* ist oder gar ‘spricht’. Es gibt kein Experiment, keine *Versuchsanordnung*, in die nicht bereits theoretische Annahmen und Voraussetzungen – Denken und Erkenntnis also – eingingen, kraft derer das erzielte Ergebnis in eben jenen theoretischen, gedanklichen Zusammenhang eingeordnet werden kann, der dem Experiment allererst seinen spezifischen Sinn und seine Relevanz verleiht. Dass auch die Protokollsätze „die ihnen ursprünglich zugesprochene Unwiderlegbarkeit“ verlieren, dass selbst sie sich „im Verhältnis zu anderen

²⁷⁶ Hempel zieht folgendes Fazit: „Ursprünglich führte Carnap den Begriff des Protokollsatzes ein, um die Basis der Überprüfung empirischer Aussagen zu bezeichnen; in Abweichung von den Prinzipien Wittgensteins zeigte er, dass selbst singuläre Aussagen in Relation zu den Protokollsätzen hypothetischen Charakter haben, sie können nicht endgültig verifiziert, sondern von ihnen nur mehr oder weniger gut bestätigt werden. Und es gibt keine Regel, die dasjenige Minimum an Bestätigung präzise festsetzte, das notwendig ist, damit eine Aussage akzeptiert werden kann: letzten Endes hängt die Anerkennung oder Ablehnung einer Aussage von einer Entscheidung ab. Und in der neuen Form der Theorie von Carnap und Neurath sind Protokollsätze noch radikaler ihres Basis-Charakters entkleidet. Sie verlieren die ihnen ursprünglich zugesprochene Unwiderlegbarkeit; selbst die Protokollsätze erweisen sich im Verhältnis zu anderen Aussagen des ganzen Systems als Hypothesen; und so werden auch die Protokollsätze wie alle anderen Aussagen schließlich aufgrund einer Entscheidung angenommen oder abgelehnt.“ (Carl Gustav Hempel: On the Logical Positivist’s Theory of Truth, in: *Analysis* 2, 1935, S. 49-59, auf Deutsch abgedruckt unter dem Titel: Zur Wahrheitstheorie des Logischen Positivismus, in: Gunnar Skirbekk (Hg.): *Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1977, S. 96-108, hier S. 105 f.)

Aussagen des ganzen Systems als Hypothesen“ erweisen,²⁷⁷ dies ist ja nicht weniger als das Eingeständnis, dass auch in ihnen nicht die ‘Wirklichkeit selbst’, nämlich jenes ihrer Segmente, das sie protokollieren, ‘gegeben’ ist. Auch sie *sind* nicht dieses Segment selbst, sondern Sätze, also *Urteile*, die ihren Sinn nicht schon aus jenem Segment (dem Beobachteten, Protokollierten) allein, sondern erst in dem und aus dem Zusammenhang mit andern Sätzen bzw. Urteilen gewinnen und beziehen. In Urteilen jedoch ist das, worüber in ihnen geurteilt wird, niemals selbst oder als solches, sondern immer nur als ein Gedanke von ihm ‘gegeben’. Selbst Schlick, der mit seinen ‘Konstatierungen’ noch hinter die prädikative Satz- bzw. Urteilsform zurückgehen zu können glaubt, muss ja konzедieren, dass man auf den Konstatierungen, sofern in ihnen das Denken qua wissenschaftliche Erkenntnis der ‘Wirklichkeit selbst’ gleichsam nur ‘lauscht’ und ihrer lediglich ‘innewird’, „kein logisch haltbares Gebäude errichten“ kann, und dass sie, wenn „sie zeitlich am Anfang des Erkenntnisprozesses stehen, [...] logisch zu nichts nutze“ sind (vgl. o. S. 159). Anders als die empirische Wissenschaft greift die Philosophie nirgends über die Sphäre des Denkens hinaus: *alle* Gegenstände, auf die sie sich bezieht und die sie thematisiert, sind in ihr nur als Gedanken von ihnen gegeben. Das macht aus diesen Gegenständen, das macht insbesondere aus der materiellen Welt keinen Gedanken, macht sie *nicht* zu einem bloßen Gedanken. Aber es begründet den logisch-methodologischen Primat einer Verständigung über das Denken und die Erkenntnis vor allen anderen Themen und Problemen der Philosophie. Solange der Begriff des Denkens unbestimmt und ungeklärt bleibt, solange nicht verstanden ist, worauf der Geltungsanspruch der Erkenntnis beruht, ob, wie und inwieweit er zu begründen ist, so lange muss unverstanden bleiben, in welchem Sinne in den anderen Disziplinen der Philosophie kraft des Denkens Erkenntnis ihrer respektiven Gegenstände reklamiert werden können soll.

Es ist bereits mehrfach hervorgehoben worden, aber im nun zu diskutierenden Kontext dennoch keine überflüssige Erinnerung, dass in der modernen, empirisch-realen Welt jede philosophische Verständigung über das Denken und die Erkenntnis das Faktum Wissenschaft anerkennen muss, wenn sie ernstgenommen werden will. Selbst dort, wo die Verwissenschaftlichung der modernen Welt und Technologiefolgeprobleme beklagt werden, steht niemals das Faktum *qua* Faktum in Frage oder Abrede, niemals auch der sich in der Formulierung von Gesetzen, eben der sogenannten ‘Naturgesetze’, dokumentierende Geltungsanspruch der wis-

²⁷⁷ C. G. Hempel: A. a. O.

senschaftlichen Erkenntnis, der gerade in diesen Klagen vielmehr immer schon implizit zugestanden ist, sondern nur die Beherrschbarkeit und Zuträglichkeit der Folgen ihrer technologischen Umsetzung, in der er sich unübersehbar manifestiert. Es ist deshalb keine Schwäche der Cohenschen 'Erkenntnislogik', dass sie als Wissenschaftslogik konzipiert ist, kein Zeichen ihrer vermeintlichen Antiquiertheit, sondern viel eher ein Zeichen ihrer Modernität, die zu konstatieren auch die barocke Sprache nicht verhindern sollte, in der sich diese Theorie artikuliert. In den Erkenntnissen der Wissenschaft gewinnt die materielle Welt, die Natur oder das Sein *als Gedanke* von ihm bzw. ihr Gestalt und wird damit auch für die Philosophie zugänglich. So erklärt und ergibt sich die nicht ontologisch, sondern allein epistemologisch zu verstehende These der „*Identität von Denken und Sein*“: „Das Sein ist Sein des Denkens. Daher ist das Denken, als Denken des Seins, Denken der Erkenntnis.“ (LrE, S.15) Die Behauptung dieser Identität von Denken und Sein *in der Erkenntnis* ist keine Reduktion des Seins auf das Denken, sondern sie ist vielmehr die korrelative Fixierung beider, des Seins wie auch des Denkens, in ihr.

Die Anerkennung des Faktums Wissenschaft hat zwei Implikationen, die es in aller Schärfe ins Auge zu fassen gilt. Mit diesem Faktum ist *eo ipso*, ist zugleich jener metaphysische *Realismus* anerkannt, der in der empirischen Wissenschaft nirgends in Frage steht: dass es nämlich eine unabhängig von und vor allem Denken existierende materielle Welt *gibt*, die nach Auskunft eben dieser Wissenschaft (Astrophysik, Geologie, Paläontologie etc.) lange existierte, bevor der *Homo sapiens sapiens* als biologische Gattung auf dem Globus auftaucht. Man sollte deshalb aufhören, einer Theorie, welche die Anerkennung des Faktums Wissenschaft verlangt, ja geradezu predigt, den Vorhalt eines Berkeleyschen Idealismus zu machen. Bestandteil dieses Faktums sind, zweitens, auch jene Wissenschaften, welche den Aufbau und die Funktionsweise des kognitiven Apparates empirisch erforschen, die Kognitionspsychologie, die Neurophysiologie etc., die also klären, wie es zugeht, dass das menschliche Gehirn zu denken vermag und welche Organfunktionen daran beteiligt sind, dass bzw. wenn ein Gedanke (beispielsweise ein auf die Farbe des Umschlags eines im Sehfeld befindlichen Buches bezogener Gedanke) *entsteht* (nämlich, schematisch, Auftreffen von Lichtstrahlen auf die Netzhaut, Vermittlung dieser 'Information' über den Sehnerv an das Sehzentrum des Gehirns etc.). Was immer jedoch diese an Erkenntnissen darüber zu Tage fördern, kann eine philosophische Verständigung über das Denken und die Erkenntnis weder ersetzen noch überflüssig machen. Denn

niemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass ein Gedanke, etwa eine bestimmte wissenschaftliche Erkenntnis wie diejenige, welche die Formel $E=mc^2$ ausdrückt, deshalb gilt, d. h. objektiv auf die materielle Welt bzw. bestimmte Phänomene in ihr zutrifft und sie korrekt beschreibt, *weil* das menschliche Gehirn in bestimmter Weise aufgebaut ist und funktioniert. Im Rahmen der Betrachtung der analytischen Rückbesinnung auf Kant dürfte hinreichend deutlich geworden sein, dass eine angemessene Verständigung über den Objektivitäts-, den Geltungsanspruch des Denkens bzw. der Erkenntnis, den die moderne Wissenschaft in seiner schärfsten Form stellt, auf dem Wege des Kantischen Subjektrückgangs (dem Rekurs auf die spezifische Verfasstheit seines kognitiven Apparats) nicht gewonnen werden kann, da er die Unerkennbarkeitsthese unvermeidlich nach sich zieht.

Die Unerkennbarkeitsthese zu vermeiden, kann natürlich nicht etwa heißen, auf den Begriff des Denkens, verstanden als eben jene mentale Aktivität, welche die wissenschaftlichen Erkenntnisse hervorbringt, produziert oder, um den Cohenschen Terminus zu verwenden: *'erzeugt'*, selbst und als solchen insgesamt zu verzichten. Denn wissenschaftliche Erkenntnisse liegen ja nicht irgendwo in der empirischen, der materiellen Welt herum wie Felsbrocken auf dem Mars, so dass man sie nur aufzusammeln hätte. Auch sind sie als solche weder im genetischen Code angelegt noch auf geheimnisvolle Weise in den Synapsen und Neuronen des Gehirns verborgen, so dass sie durch deren Analyse aufzufinden wären. Einer Hirnstromkurve, so genau sie mittels der modernen Computertomographie auch registriert werden mag, sind die Erkenntnisse, die theoretischen Annahmen, Voraussetzungen und Prinzipien, kraft deren Validität diese Technologie ihrerseits funktioniert, nicht zu entnehmen. Sie müssen vielmehr – wie alle Erkenntnisse – im Denken, von ihm und durch es hervorgebracht und erzeugt werden. Wer dies als Trivialität abtun zu können meint, hat es eben damit schon konzediert (ohne sich, in der Regel jedenfalls, der theoretischen Konsequenzen dieser Konzession bewusst zu sein), und wer es bestreitet, hat sich damit nolens volens zu der These verstiegen, dass wissenschaftliche Erkenntnisse *nicht* die Ergebnisse und Resultate menschlicher Denk- und Erkenntnistätigkeit sind. Wenn sich deren Geltungsanspruch *überhaupt* verstehen und womöglich begründen lassen soll, dann muss der Begriff des Denkens so gefasst und bestimmt werden, dass er zwei Bedingungen genügt: er muss es erlauben, den *Objektivitätsanspruch* wissenschaftlicher Erkenntnis, kantisch gesprochen also dies, dass es sich dabei um Erkenntnis dessen handelt, was die Dinge 'an

sich' sind, mit ihrer *subjektiven* Herkunft (die ihre Historizität bedingt) zusammenzudenken, mit der Tatsache nämlich, dass sie nichts anderes sind als Resultate des erkennenden Vollzuges empirischer Erkenntnissubjekte, die in der Zeit Wissenschaft treiben. Der Begriff muss also das Denken strikt als diejenige mentale Aktivität beschreiben, fixieren und isolieren, welche die Erkenntnisse hervorbringt, ohne dabei aber irgendetwas über die spezifische Verfasstheit, die Struktur und Funktionsweise des kognitiven Apparates zu postulieren bzw. zu implizieren, weil das die Unerkennbarkeitsthese nach sich zöge.

Aus diesem Grund bestimmt Cohen das Denken, das *reine* Denken zunächst als *Erzeugung*, welche selbst das *Erzeugnis* ist: „Ferner aber kann der bildliche Ausdruck des Erzeugens die Charakteristik des Denkens schon deshalb nicht schädigen, weil es bei dem Erzeugen nicht sowohl auf das Erzeugnis ankommt, als vor allem auf die Tätigkeit des Erzeugens selbst. *Die Erzeugung selbst ist das Erzeugnis*. Es gilt beim Denken nicht sowohl den Gedanken zu schaffen, sofern derselbe als ein fertiges, aus dem Denken herausgesetztes Ding betrachtet wird; sondern das Denken selbst ist das Ziel und der Gegenstand seiner Tätigkeit. Diese Tätigkeit geht nicht in ein Ding über; sie kommt nicht außerhalb ihrer selbst. Sofern sie zu Ende kommt, ist sie fertig, und hört auf, Problem zu sein. Sie selbst ist der Gedanke, und der Gedanke ist nichts außer dem Denken.“ (LrE, 29) Dass das Denken nicht in ein Ding 'übergeht', dürfte unproblematisch sein und nicht auf Widerspruch stoßen. Cohen redet keinem ontologischen Idealismus das Wort, der das Denken, indem er es als Erzeugung bestimmt, unter der Hand zur Causa essendi des Seins stilisiert. Ebenso wenig aber, und auch dies sollte unproblematisch sein, gehen 'die Dinge' in das Denken über. Wenn sie Inhalte des Denkens werden und sein sollen, also Gedanken, dann müssen sie als Gedanken von ihnen im Denken erzeugt werden.

Die Formel, dass die 'Erzeugung selbst das Erzeugnis ist', hat, wenn man die ergänzende These der *Einheit* von Erzeugung und Erzeugnis miteinbezieht,²⁷⁸ einen wohlkalkulierten Doppelsinn bzw. zwei Komponenten. Zum einen löst sie das empirisch-reale Denken, das psychologisch als Bewusstseinsvorgang beschrieben und neurophysiologisch als hirnorganischer Prozess analysiert werden kann, ganz in eine *reine Tätigkeit* auf, eben in die Tätigkeit der Erzeugung, des Hervorbringens von Gedanken.

²⁷⁸ „In dieser Bestimmtheit verstehen wir den Satz, *dass die Tätigkeit den Inhalt erzeuge*. Der ganze, unteilbare Inhalt des Denkens muss Erzeugnis des Denkens sein. Und die ganze unteilbare Tätigkeit des Denkens selbst ist es, welche den Inhalt bildet. Diese Einheit von Erzeugung und Erzeugnis fordert der Begriff des reinen Denkens.“ (LrE, 59)

Die 'Reinheit' dieser Tätigkeit besteht darin, dass sie ihrerseits nur dadurch charakterisiert und charakterisierbar ist, *dass* sie Gedanken hervorbringt. Eben damit und so aber wird, zum zweiten, diese Tätigkeit ausschließlich hinsichtlich ihres Ergebnisses, des 'Erzeugnisses', also des hervorgebrachten Gedankens bestimmt, und nicht gleichsam nach 'innen' hinein in etwaige Elemente zerlegt, aus denen sie sich zusammensetzt. Auf diese Weise bleibt die spezifische, immer kontingente Verfasstheit des kognitiven Apparats des erkennenden Subjekts ausgeblendet. Jene Formel focussiert zwar ganz auf die erzeugende Tätigkeit, bindet diese Tätigkeit aber gerade *nicht* an den kognitiven Apparat, sondern vielmehr an das 'Erzeugnis' zurück, also an die erzeugten Gedanken. Wenn Cohen formuliert, dass es beim Denken „nicht sowohl“ auf den Gedanken ankomme, sofern dieser 'fertig' und 'aus dem Denken herausgesetzt' ist, so ist damit natürlich nicht etwa gesagt, dass der Gedanke qua Ergebnis der 'Erzeugung' auszublenden wäre. Anlässlich seiner auf Kant bezogenen Kritik an der Bestimmung des Denkens als Verbindung hebt Cohen ausdrücklich hervor: „Schon der eine Punkt sollte zur Vorsicht mahnen: dass das Ziel des Denkens, die Erkenntnis, dadurch in den Hintergrund rückt; nicht als das eigentliche Ergebnis in der Tätigkeit des Denkens deutlich hervortritt. Es ist, als ob es sich um die Tätigkeit, um den Vorgang selbst handelte, und nicht vielmehr um das, was dabei herauskommt und erzielt wird.“ (LrE, 25) Da dieses Argument nicht nur mit Beziehung auf den Terminus der Verbindung, sondern natürlich ebenso auch gegen den der Erzeugung vorgebracht werden kann, ist mit diesem der Begriff des reinen Denkens noch nicht hinreichend bestimmt. Es gilt, den Gedanken der *Denkerzeugung* aller Erkenntnisse noch schärfer, noch radikaler zu fassen. Das ist die Aufgabe des Begriffs und, davon durchaus noch zu unterscheiden, des Prinzips des *Ursprungs*.

Der Begriff des Ursprungs bezeichnet weder irgendein geheimnisvolles, spekulativ-metaphysisches Absolutes – keine Chiffre letztlich also für Gott²⁷⁹ – noch auch eine „Urform“ oder „das Urgesetz des Denkens“, die

²⁷⁹ Diese Interpretation hat Karl Löwith mit der These suggeriert, dass Cohens Grundbegriff der 'Reinheit' ohne das seinem Judentum entstammende Motiv der 'Reinheit vor Gott' unverständlich bleiben müsse (vgl. K. Löwith: Philosophie der Vernunft und Religion der Offenbarung in H. Cohens Religionsphilosophie, Heidelberg 1968, 6.) Sie scheitert allerdings an der präzisen und sehr eingeschränkten Bedeutung, welche die „Ethik des reinen Willens“ dem Gottesbegriff zuweist: „Der Name Gott soll fernerhin schlechterdings nichts Anderes zu bedeuten haben als die Bürgschaft für diesen Gedanken, für diese Überzeugung von der Einen Menschheit [...] Sein Begriff und sein Dasein bedeutet nichts Anderes, als dass es kein Wahn sei, die Einheit der Menschheit zu glauben, zu denken, zu erkennen. Gott hat es verkündet. Gott verbürgt es; sonst hat er Nichts zu bedeuten, Nichts zu besagen.“ (ErW, 55.)

bzw. das sich in einem „logischen Grundakt“, einem bestimmten „Grundakt des Erkennens“ realisiert, aus dem alle anderen logischen Grundfunktionen abzuleiten wären.²⁸⁰ Vielmehr bezeichnet er nichts anderes als das Denken selbst, sofern es eben den *logischen* Ursprung, nämlich den ‘Ort’ der Herkunft aller Gedanken und damit auch aller Erkenntnisse bildet: „Denken ist Denken des Ursprungs.“ (LrE, 36) Die Doppeldeutigkeit des Genitivs in diesem Satz (der zufolge der Ursprung dasjenige ist, welches denkt, aber auch im Denken gedacht wird) sollte nicht irritieren. Wie der Doppelsinn in der Formel, wonach die Erzeugung selbst das Erzeugnis ist, ist auch sie wohlkalkuliert. Sie verweist, wie dort, auf die zwei Seiten, Aspekte oder Blickrichtungen, die es zu unterscheiden gilt: einerseits die Tätigkeit der Erzeugung selbst oder das Denken qua Tätigkeit, das und sofern sie eben den Ursprung aller Gedanken bildet; andererseits die Erzeugnisse, die Ergebnisse dieser Tätigkeit, also die ‘fertigen’ aus dem Denken ‘herausgesetzten’ Gedanken oder Erkenntnisse, die sich in Urteilen kristallisieren und in sprachlichen Ausdrücken fixieren und niederschreiben lassen. Die erste Seite, das Denken selbst *qua* erzeugende Tätigkeit, lässt sich logisch gesehen nicht weiter nach ‘innen’ hinein spezifizieren, bestimmen oder beschreiben, weil jede derartige Spezifizierung, wie das Beispiel Kants zeigt,²⁸¹ gar nichts anderes sein kann als ein Rückgriff auf die Struktur und Verfasstheit des kognitiven Apparates. Das *einzig*e, was sich ohne solchen Rückgriff über das Denken in dieser Blickrichtung (nach ‘innen’ hinein) sagen lässt, ist eben dies, *dass* es der Ursprung der Gedanken ist. Alle weitere, alle fernere Auskunft über das Denken ist allein und ausschließlich an seinen *Erzeugnissen*, den aus ihm ‘herausgesetzten’ Gedanken und Erkenntnissen selber festzumachen (so etwa die, dass das Denken, wie Cohen gegen Kant geltend macht, nicht nur Verbindung, sondern ebenso auch Unterscheidung, dass es sowohl Vereinigung wie auch Sonderung ist; vgl. LrE 24). Aber *allen* diesen Gedanken und Erkennt-

²⁸⁰ Paul Natorp: Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften, Leipzig/Berlin ²1921, S. 15, 25-30, 34-44, 49-52; ferner ders.: Zu Cohens Logik, in: H. Holzhey, Cohen und Natorp, Bd. II, S. 23. Natorp interpretiert damit den Begriff des ‘Ursprungs’ auf der Folie seines eigenen, bewusst in größerer Nähe zu Kant gehaltenen Grundbegriffs der ‘synthetischen Einheit’. Vgl. ebd. S. 9-12, 15, 17-26, 45-49, sowie ders.: Synthetische Einheit und Ursprung, ebd. 90-96.

²⁸¹ So spezifiziert Kant nach ‘innen’, wenn er „das Denken eines Objekts überhaupt *durch Verbindung des Mannigfaltigen in einer Apperzeption*“ (KrV, B 158; Hvg. G. E.) beschreibt, wobei er eben mit der Unterscheidung von Sinnlichkeit und Verstand operiert (Vereinigung eines durch die Sinnlichkeit gegebenen Mannigfaltigen kraft der Apperzeption unter einen Begriff).

nissen bleibt die Tatsache, dass sie denkerzeugt, dass sie Erzeugnisse des Denkens sind, inhärent und muss sich in dem ihnen zukommenden logischen Status daher auch reflektieren.

Der These, dass 'Denken Denken des Ursprungs' ist, fügt Cohen die negative Erklärung an: „Dem Ursprung darf nichts gegeben sein.“ (LrE, 36) Nach allem, was zum Thema des 'Gegebenen' in der vorliegenden Untersuchung bereits ausgeführt wurde, sollte hierin kein Problem mehr liegen. Man kann nicht Sellars' Kritik am Mythos des Gegebenen akzeptieren und guttieren, zugleich aber Cohen, ohne Rücksicht auf seine Motive und Gründe, dafür tadeln, dass er das Gegebene abweist, zumal er an späterer Stelle präzisiert: „*Dem Denken darf nur dasjenige als gegeben gelten, was es selbst aufzufinden vermag.*“ (LrE, 82) Dass es, in der Sprache Quines zu reden, 'Sinnesreize' gibt, wird nirgends bestritten.²⁸² Bestritten wird nur, dass diese 'Sinnesreize' denkfrei gegeben wären – dass sie also nicht der Registrierung, der Verarbeitung, der Interpretation durch das Denken bedürften, um überhaupt eine 'Information' zu sein. Schlicks vorgeblich 'reine' Wahrnehmung oder Empfindung ist eine philosophische Abstraktion. Auf dieser Abstraktion als dem, wie man meint, 'selbstverständlichen' Anfang jeder Verständigung über das Denken und die Erkenntnis zu beharren, heißt jedoch nicht nur, festhalten an einem psychologischen Theoriemodell, sondern auch an dem Gedanken eines *Fundamentum certum et inconcossum*, das die absolute Grundlage aller philosophischen Selbst- und Weltverständigung bilden könnte oder würde. Damit kommt nun auch das *Prinzip* des Ursprungs in den Blick.

²⁸² „Empfindung ist ein Wort; das Wort für die komplizierte Vermittlung einer dem Bewusstsein auswärtigen Beziehung; der Zusammenhang mit ihr kann nicht an sich schon die Sache ergeben, welche durch die Wirklichkeit, als solche, letztlich bestimmt wird [...] Wenn ein Außen als Korrelat des Innen von vornherein angenommen wird, so bedarf es nur der sehr bequemen Umsetzung dieses Außen, und die *Dinge* sind da. Seitdem die Physiologie die Irritabilität kennt, kann man für das Ding den unverfänglicheren *Reiz* einsetzen. Die Empfindungen brauchen dann nicht mehr das Objekt zu erschleichen; sie werden zu *Reaktionen auf die Reize* [...] Die Physiologie, wie sie seit *Johannes Müller* behandelt wird, hat in der Tat nicht wenig dazu beigetragen, den naiven Sensualismus zu entkräften. Wenn heute noch nichtsdestoweniger die Empfindung als das unmittelbar Gewisse ausgegeben wird, so geschieht dies in einem unverantwortlichen Widerspruch nicht nur gegen die Wissenschaft, sondern geradezu gegen die allgemeine Bildung in der Physiologie. Es ist Gemeingut der physiologischen Bildung geworden, dass die Empfindung ein sehr fragwürdiger Begriff sei; nur wenn es sich um die logische Frage handelt, glaubt man dies vergessen zu dürfen.“ LrE, S. 464, vgl. ferner die Ausführungen über die Grenzen der Empfindung und das Verhältnis von Physiologie, Psychologie und Logik LrE, S. 465-470.

Dieses Prinzip besagt nichts darüber, wie das Denken bzw. die Erkenntnis entsteht. Vielmehr ist es eine methodologische Forderung, die zunächst den Aufbau einer Logik der Erkenntnis betrifft, zuletzt aber an Philosophie und Wissenschaft insgesamt ergeht. In ihrer knappsten Form lautet sie: „Das Prinzip ist Grundlegung in buchstäblichster Genauigkeit. Der Grund muss Ursprung werden. Wenn anders das Denken im Ursprung das Sein zu entdecken hat, so darf dieses Sein keinen, keinerlei anderen Grund haben, als den das Denken ihm zu legen vermag.“ (LrE, 36) Um diese Passage zu erläutern, sei zunächst an den Gesamtaufbau und die Endabsicht der Cohenschen Logik erinnert. Sie geht aus von der Überzeugung, dass das, was die Dinge, die wirklichen Dinge der materiellen Welt, ‘an sich’ sind, sich nicht schon im vorwissenschaftlich-lebensweltlichen Denken und Erkennen erschließt, sondern, wenn überhaupt irgendwo, dann in der Wissenschaft erfasst und bestimmt wird. Um das bereits erwähnte Astronomie-Beispiel heranzuziehen: Eine Spiralgalaxie wie etwa der Andromedanebel ist nicht auf den Schimmer sichtbaren Lichts zu reduzieren, der sich dem bloßen Auge beim Blick in den Nachthimmel darbietet. Was eine solche Galaxie ‘an sich’ ist, erschließt sich erst in der und durch die Gesamtheit der auf sie bezogenen Erkenntnisse, die Erzeugnisse des Denkens, nämlich Urteile sind. Und das gilt nicht nur für astronomische Objekte, sondern für Natur und Kultur, d. h. für das Sein als den thematischen Gesamtgegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis. Diesen Sachverhalt formuliert Cohen in höchster Allgemeinheit so: „*Die Einheit des Urteils ist die Erzeugung der Einheit des Gegenstandes in der Einheit der Erkenntnis.*“ (LrE, 68)

Die Cohensche ‘Erkenntnislogik’ ist nichts anderes als eine in ständiger Bezugnahme auf Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte durchgeführte Re-konstruktion dieser Gegenstandserzeugung (wobei der Terminus ‘Gegenstand’ allein das wissenschaftlich bereits bestimmte und erkannte Objekt, das Objekt also als Gedanken von ihm meint). Sie zeichnet gleichsam ein breit angelegtes Panorama der Entwicklung des menschlichen Denkens und seiner Erkenntnisse, das von den Anfängen der griechischen Philosophie bis hinauf zu den Theorien von Darwin (LrE, 381), Einstein (LrE, 296 f.) und Planck (LrE, 298) führt. Aus den bereits dargelegten Gründen beginnt sie mit dem Denken, der Exposition seines Begriffs und den „Urteilen der Denkgesetze“ (Gesetze im logischen, nicht etwa neurophysiologischen Sinn) und schreitet von dort zu den „Urteilen der Mathematik“, den „Urteilen der mathematischen Naturwissenschaft“

und schließlich zu den „Urteilen der Methodik“ fort.²⁸³ Ziel dabei ist, diejenigen Begriffe und Urteilstypen, diejenigen Prinzipien und Methoden aufzudecken und zu entfalten, die in den diversen Wissenschaftsarten *als* Grundbegriffe und Grundprinzipien fungieren, kraft deren in ihnen überhaupt von einem ‘Gegenstand’ gesprochen werden kann. Auf die Einzelheiten dieser Entfaltung kommt es im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung nicht an. Denn erstens sind sie in der Literatur bereits mit genügender Detailliertheit vorgestellt und erörtert worden.²⁸⁴ Zweitens bietet sie in der Tat das, was man mit Strawson eine ‘historische Metaphysik’ nennen könnte, und seit ihrer Abfassung ist die Wissenschaft nicht stehen geblieben, so dass die eine oder andere Auszeichnung eines Begriffs als Kategorie historisch überholt sein mag. Drittens schließlich hat Cohen eben diesen Umstand, den Fortschritt der Wissenschaft, sorgsam einkalkuliert,²⁸⁵ ja mehr noch: Der hier allein entscheidende Grundgedanke bleibt von jenem Umstand deshalb gänzlich unberührt, weil er ihm nicht nur äußerlich Rechnung trägt, sondern weil die These von der Denkerzeugtheit aller Erkenntnisse, die zum Theorem der Hypothesis vertieft wird, ihn gerade zu erklären und begründen unternimmt.

Es dürfte hinreichend klar geworden sein, dass im Rahmen einer so konzipierten Logik weder die Abstraktion einer ‘reinen’ Wahrnehmung

²⁸³ Nur am Rande sei erwähnt, dass dabei selbstverständlich die sogenannten ‘beschreibenden’ Naturwissenschaften (Chemie und Biologie) ebenso berücksichtigt und in die Betrachtung einbezogen werden wie die Geistes- oder Kulturwissenschaften (Rechts- und Geschichtswissenschaft, Soziologie, und unter den Teildisziplinen der Philosophie selbst insbesondere Ethik und Ästhetik) – anders als der wohlfeile Vorwurf, hier werde das Denken auf das mathematische Denken verkürzt, glauben machen möchte. Cohen erklärt ausdrücklich: „Wir haben das Denken, um es von der Phantasie und von der Vorstellung zu unterscheiden, auf die Erkenntnis bezogen. *Nicht aber war dies etwa die Meinung, dass nur das mathematische Denken als Denken verstanden werden dürfe.*“ (LrE, 40; Hvg. G. E.) Zur Einbeziehung des nichtmathematischen Denkens vgl. etwa LrE, 40-45, 252 f., 299-302, 312, 322-333, 342-377, 386-392 u. ö.

²⁸⁴ Für eine Gesamtübersicht vgl. H. Holzhey: Cohen und Natorp, Bd. 1, S. 92-107. Für eine am Text orientierte Interpretation des „Urteils des Ursprungs“ vgl. J. Stolzenberg: Ursprung und System, S. 57-68.

²⁸⁵ Das bezeugt und signalisiert schon die ausdrückliche Bezeichnung der Wissenschaft als eines *Werdefaktums*: „*Erstlich* missversteht man unsere, an dem Werdefaktum der mathematischen Naturwissenschaft orientierte Logik dahin, dass sie der Logik der *Werte* nicht zugänglich, nicht zulänglich wäre. Der faktische Beweis des Gegenteils wird auf Grund des Vorurteils nicht sowohl bestritten, als ignoriert.“ (LrE, 76).

oder Empfindung (bzw. die Quineschen ‘Sinnesreize’) noch auch die Bestimmung des Erkenntniswerts von Beobachtung, Versuch und Experiment am Anfang stehen kann. Man täuschte sich dann nur darüber hinweg, dass dabei das Denken immer schon in Anspruch genommen wird und im Spiel ist. Dass ‘der Grund Ursprung werden muss’, heißt eben auch dies, dass sich Gründe, Begründungen und Argumente nirgendwo anders her als dem Denken entnehmen lassen. Wo immer Erkenntnis, der Objektivitätsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnis erklärt und begründet werden soll, da muss es deshalb „zum *ersten* Anliegen des Denkens werden: den Ursprung allen Inhalts, den es zu erzeugen vermag, *in das Denken selbst zu legen*.“ (LrE, 82) Andernfalls beriefe man sich auf einen Grund, der kein Gedanke des Denkens wäre und den es also auch nicht zu verantworten hätte. Die eigentliche theoretische Sprengkraft dieser Forderung, den ‘Ursprung allen Inhalts’, den das Denken zu erzeugen vermag, den Ursprung aller Gedanken und Erkenntnisse also, ‘in das Denken selbst zu legen’, liegt daher auch nicht dort, wo man sie gemeinhin vermutet, wenn man an der ohnehin nur scheinbaren Leugnung eines Anteils der Sinnlichkeit beim Zustandekommen von Erkenntnis Anstoß nimmt, sondern gleichsam am anderen Ende des theoretischen Spektrums, nicht also bei der vermeintlichen sinnlichen ‘Basis’, sondern bei dem, was in der Geschichte der Philosophie unter der Rubrik der ‘letzten’ Grundbegriffe und der ‘höchsten’ Prinzipien der Erkenntnis firmiert.

In einer Theorie wie der Kantischen ist nicht nur das Mannigfaltige der sinnlichen Anschauung gegeben, sondern gegeben, wengleich nicht von seiten der Sinnlichkeit, sind auch die Kategorien, und gegeben, obschon erschlossen, ist auch die ursprünglichsynthetische Einheit der Apperzeption, der „höchste Punkt“, an den Kant den ganzen Verstandesgebrauch ‘heftet’ (KrV, B 134 Anm.). Was die Kategorien betrifft, so ist das Dilemma, in dem Kant steckt, bekannt: sie sollen nicht der Erfahrung entnommen sein, sondern die „ursprünglich reinen Begriffe der Synthesis, die der Verstand a priori in sich enthält“ (KrV, B 106). Also, schloss schon Kants Zeitgenosse Eberhard und schließt man bis heute, müssen sie angeboren sein. Dies jedoch fand, wie man weiß, den entschiedenen Widerspruch Kants, der, um der Disjunktion ‘erworben – angeboren’ zu entkommen, die Hilfskonstruktion einer „ursprüngliche[n] Erwerbung“ einführte, nicht ohne allerdings konzederen zu müssen, dass „aber doch ein Grund dazu im Subjekte sein [muss], der es möglich macht, dass die gedachten Vorstellungen so und nicht anders entstehen und noch dazu auf Objekte, die noch nicht gegeben sind, bezogen werden können, und dieser

Grund wenigstens ist *angeboren*.²⁸⁶ Ob man diese Hilfskonstruktion nun akzeptiert oder nicht, der Sache nach ist klar, dass das kategoriale System wie auch die ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption (neben Raum und Zeit qua Formen der Anschauung) zur kognitiven Grundausstattung des Menschen gehört, die, wie bereits dargelegt (vgl. o. S. 214) in allen erkennenden Subjekten über ihre empirisch-faktischen Differenzen hinweg identisch sein muss, weil anders der (gleichfalls bereits betrachtete) Vollständigkeitsanspruch, den Kant für sein System der Kategorien reklamiert, nicht erhoben werden könnte. Dieses System ist starr und in sich abgeschlossen: es kann schon deshalb keiner Ergänzung, keiner Veränderung, keinem Wandel in der Zeit unterworfen sein, weil die Zeit nichts als eine Form unserer Anschauung ist (vgl. o. S. 197).

Das Prinzip des Ursprungs, nämlich die Forderung, den ‘Ursprung allen Inhalts’, den das Denken zu erzeugen vermag, den Ursprung aller Gedanken und Erkenntnisse also, ‘in das Denken selbst zu legen’, macht Schluss mit der mehr oder minder gut kaschierten Annahme angeborener Begriffe: „*Die Kategorien sind nicht angeborene Begriffe, sondern vielmehr die Grundformen, die Grundrichtungen, die Grundzüge, in denen das Urteil sich vollzieht. Der Aberglaube des Angeborenen konnte nicht wirksamer bekämpft und widerlegt werden als durch die Charakteristik der Grundbegriffe als Kategorien, als Betätigungsweisen des Urteils.*“ (LrE, 47) In pointierter Zuspitzung heißt es an sehr viel späterer Stelle noch deutlicher, ja geradezu drastisch: „*Die Kategorien entstehen in der mathematischen Naturwissenschaft; nicht anderswo sonst.*“²⁸⁷

Wenn die These von der Denkerzeugtheit aller Gedanken, einschließlich jener, welche in wissenschaftlichen Erkenntnissen und Theorien eine aus dem Denken ‘herausgesetzte’ und so objektivierte Gestalt gewinnen (d. h. sprachlich fixiert in Büchern oder anderen Speichermedien), richtig ist, wenn ferner zutrifft, dass wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien Veränderungen und Revisionen, einem Wandel in und dem Fortschritt der Zeit unterworfen sind – und beides wird man nicht bestreiten wollen –, dann *können* auch diejenigen Begriffe, die in diesen Erkenntnissen und Theorien als Grundbegriffe fungieren, *nicht* angeboren sein. Was immer auch (wie betrachtet) die empirische Kognitionspsychologie über angeborenes Wissen postulieren, womöglich sogar überzeugend nachweisen mag, so dürfte nach allem, was hier bereits über den Subjektrückgang ausgeführt

²⁸⁶ Kant: Ak.-Ausgabe, Bd. VIII, 221 f.

²⁸⁷ LrE, 428 (Hvg. G. E.); vgl. auch die Formulierung: „[A]ngeborene Begriff sind schon im Ausdruck vom Übel.“ LrE, 585.

wurde, doch klar sein, dass dieses allemal vage, unartikulierte und ohnehin seinerseits nur erschließbare Wissen den Objektivitätsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht erklären kann. Wenn dieser überhaupt erklärt und begründet werden kann, dann liegt sein Grund in dem allein im Denken und von ihm hergestellten bzw. herstellbaren Zusammenhang der Begriffe, die in diesen Erkenntnissen eben als *Grundbegriffe* fungieren und in Kraft sind. Diese sind nicht angeboren, sondern denkerzeugt und folglich, so wenig wie die Erkenntnisse und Theorien, in die sie eingehen, möglichen Revisionen in der *Zeit nicht entzogen*. Daher kann auch das *System* dieser Grundbegriffe nicht starr, nicht unveränderbar, nicht abgeschlossen und perfekt sein, sondern muss vielmehr *offen*, muss sogar prinzipiell unabschließbar bleiben (es sei denn, man wollte mit Hegel das Ende der Erkenntnis und der Wissenschaft insgesamt verkünden).

Mit der These von der Denkerzeugtheit aller Gedanken und Erkenntnisse verliert die herkömmliche Auffassung, ein philosophisches System müsse abgeschlossen und vollendet sein, ihre scheinbare Selbstverständlichkeit und Suggestivität, wie auch die Kategorien den Nimbus der Unveränderlichkeit und Ewigkeit verlieren, der traditionell mit diesem Titel verbunden ist. Aber sie verlangt weder, den Gedanken eines Zusammenhangs unter allen Erkenntnissen, also den Systemgedanken, selber preiszugeben, den sie umgekehrt vielmehr erneuert (weil und sofern die Erkenntnisse eben in ihrem Ursprung oder kraft ihrer Denkerzeugtheit miteinander zusammenhängen), noch verlieren die Kategorien durch sie den Rang, Grundbegriffe der Erkenntnis zu sein. Sie sind dies allerdings nur, wenn und solange sie in der Wissenschaft als Grundbegriffe wirksam und in Kraft sind. Weil denkerzeugt, sind sie keine absoluten, selbstgegebenen, letzten *Grundlagen* (wie die Kantischen „Stammbegriffe“ des reinen Verstandes; KrV, B 106 f.), sondern *Grundlegungen*.²⁸⁸ Das Prinzip des Ursprungs wird zum Theorem der Hypothesis vertieft.²⁸⁹

Wenn alle Gedanken und Erkenntnisse Erzeugnisse des Denkens sind, dann kann logischerweise auch kein einzelner Gedanke, keine einzelne Erkenntnis anderes und mehr sein als dies. Folglich kann auch derjenige Gedanke, in und mit dem man meint, ein ‘höchstes’ Prinzip, ein ‘letztes’ Fundament allen Denkens, aller Erkenntnis insgesamt oder gar des Seins

²⁸⁸ „Hypothesis ist uns jede Kategorie“ (LrE, 484).

²⁸⁹ Zur Entstehungsgeschichte dieses Theorems bei Cohen vgl. v. Verf.: Von der Vernunftkritik zur Erkenntnislogik (2010), S.161-206. Zur Platon-Rezeption im Marburger Neukantianismus vgl. K.-H. Lembeck: Platon in Marburg. Platon-Rezeption und Philosophiegeschichtsphilosophie bei Cohen und Natorp, Würzburg 1994.

selbst fixieren, isolieren und auszeichnen zu können – sei dies nun das Platonische Anhypotheton, das Cartesische Cogito oder Spinozas Substanz, sei es Kants ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption, das Fichte-sche Ich oder Hegels absolute Idee –, seinem logischen Status nach, also qua Gedanke, *nichts anderes* als Erzeugnis des Denkens sein. Der Gedanke einer unbedingten, einer metaphysisch-absoluten Grundlage des Denkens und der Erkenntnis, die, wie auch immer bestimmt, so doch in jedem Falle, wenn sie denn erst einmal erfasst, gewonnen und erkannt wäre, alle Folgegedanken zu garantieren und verbürgen vermöchte oder gar bereits in sich enthielte, ist eine mechanistische, letztlich aber theologische Fiktion,²⁹⁰ die an der Einsicht in die Denkerzeugtheit aller Gedanken und Erkenntnisse zerschellt. Jeder Gedanke bleibt *als* Erzeugnis des Denkens durch es *bedingt* und damit, jedenfalls formal gesehen, auch *revidierbar*. Denn was das Denken selbst erzeugt hat, das muss es auch revidieren können.

Seit Bernhard Riemann gezeigt hat, dass die Geometrie, anders als man im Blick auf die Euklidische über mehr als zwei Jahrtausende hinweg geglaubt hatte, nicht auf Axiomen, nicht auf evidenten, absolut-selbstgewissen, unhintergehbaren Grundlagen, sondern auf *Hypothesen* beruht,²⁹¹ hätte es Grund und Motiv genug gegeben, bei dem Bemühen um Begründung und ‘Letztbegründung’ der Erkenntnis der Annahme solcher letzten, unhintergehbaren Grundlagen mit kritischer Vorsicht zu begegnen. Cohen statuiert knapp: „Dem *Idealismus* sind die letzten Grundlagen der Wahrheit und der Wissenschaft *Grundlegungen*; der *Metaphysik* sind sie absolute *Grundlagen*: so im Sein, wie im Denken, im Geiste gelegen und gegeben.“ (LrE, 303) Was immer im Denken und von ihm, in der Philosophie wie in der Wissenschaft, als ‘letzte’ Grundlage bestimmt und in Ansatz gebracht wird, kann, qua Gedanke, nur Erzeugnis des Denkens selber sein und ist daher *Hypothese*, ist Grundlegung, im Denken, von ihm und für es zugrunde gelegt.

Diese erkenntnis- und philosophiekritische Einsicht, wonach die Annahme einer ‘absoluten’ Grundlage des Denkens und der Erkenntnis eine metaphysische Fiktion ist, ging im Logischen Positivismus wie überhaupt im Zuge der Wende zur Sprache verloren. Man wusste sehr wohl, dass empirischen Aussagen nur der logische Rang von Hypothesen zusteht.

²⁹⁰ Bei Hegel nur allzu deutlich in dem Gedanken, dass, wenn Gott erkannt sei, eben auch alle Wahrheit erkannt sei (vgl. o. 269 f.).

²⁹¹ Vgl. Bernhard Riemann: Über die Hypothesen, welche der Geometrie zugrunde liegen, abgedruckt in: Oskar Becker: Grundlagen der Mathematik, Frankfurt a. M. 1975, S. 185-193.

Aber wenn etwa Schlick postuliert, „[d]ie Sinne im eigentlichen Sinne können uns nie täuschen“²⁹², wenn ferner Ayer in der Sprache selbst eine Regel finden zu können glaubt, welche über die buchstäbliche Bedeutung, über den Sinn eines Satzes entscheidet, und wenn schließlich Quine, gleichsam in Kombination beider Motive, daran festhält, dass die „Bedeutung eines Satzes [...] in den Beobachtungen [liegt], die ihn bestätigen oder widerlegen würden“²⁹³ und die Wurzeln der Referenz daher in der Sprache, im Spracherwerb sistieren möchte – dann bekundet sich darin überall das unkritische Verlangen, einen Grund des Denkens zu finden, den es nicht selbst gelegt hat. Es hätte allerdings nicht erst Sellars' Kritik am Mythos des Gegebenen bedurft, um einzusehen, dass, was immer für das Denken Bestimmtheit, und damit einen kognitiven Wert, also Sinn und Bedeutung haben soll, dies nur kraft denkerzeugter Begriffsbestimmungen haben kann. Das war bereits Gemeingut des Marburger Neukantianismus. Auch hätte es nicht erst Quines Kritik der Analytizität bedurft, um zu wissen, dass kein Satz, kein Gedanke und keine Erkenntnis unrevidierbar ist. Denn das gerade ist die Konsequenz, die schon Cohen bezogen auf die scheinbar 'letzten' Grundbegriffe und die 'höchsten' Prinzipien der Erkenntnis aus der These ihrer Denkerzeugtheit ausdrücklich zieht. Und schließlich hätte es nicht erst Goodmanns, immerhin auf Cassirer bezugnehmender Rede von den 'Weisen der Welterzeugung' bedurft, um einzusehen, dass alles menschliche Wissen über die Welt, über Natur und Kultur, also über das Sein, von unseren Beschreibungsweisen abhängig ist, die Erzeugnisse des Denkens sind. Denn eben dies ist gemeint, wenn Cohen formuliert: „[D]as Denken erschafft die Grundlagen des Seins. Die Ideen sind diese Grundlagen, diese selbstgeschaffenen *Grundlegungen*.“ (LrE, 20) Auch Cohens eigenes Prinzip des Ursprungs selbst *kann* deshalb, seinem logischen Status und Rang nach, nichts anderes als ein Erzeugnis des Denkens, also eine Grundlegung sein, die im Denken und für es als Grundlage fungiert.

In den Versuchen, im Anschluss an Natorps Interpretation im Prinzip des Ursprungs anderes und mehr sehen zu wollen als eine Grundlegung, wirkt das metaphysische Bedürfnis nach einer unbedingten Grundlage

²⁹² „Die Sinne im eigentlichen Sinne können uns nie täuschen. Wenn wir aufgrund unserer Wahrnehmung eine Behauptung aufstellen, kann sie nur durch eine nachträglich zugefügte Interpretation des Verstandes falsch werden.“ (Schlick: Die Probleme der Philosophie, S. 31.)

²⁹³ Quine: Wurzeln der Referenz, S. 62.

selbst in der Cohen-Literatur noch nach.²⁹⁴ Die Verständigung über den logischen Status und Rang dieses Prinzips darf jedoch nicht darüber hinweggehen, dass Cohen selber den Begriff des Ursprungs in aller Ausdrücklichkeit als Grundlegung bezeichnet hat: „Wenn die Idee hauptsächlich Hypothese ist, dann ist die Kategorie des Ursprungs die fundamentalste Grundlegung; sie ist die Grundlage der modernen Wissenschaft.“ (LrE, 597) Die Grundlage, die mit dem Begriff und dem Prinzip des Ursprungs dem Denken, der Philosophie und der Wissenschaft *gelegt* ist, ist nichts anderes als die These der Identität von Denken und Sein in der Erkenntnis. Sie ist gleichsam die Kehrseite der methodischen Forderung, den Ursprung allen Inhalts in das Denken selbst zu legen: ein entschiedener Widerspruch gegen die Unerkennbarkeitsthese,²⁹⁵ der sich auch dahingehend ausdrücken lässt, dass das Denken im Ursprung oder ursprünglich auf das Sein bezogen ist. Diese Bezogenheit des Denkens auf das Sein kann man zwar mit Stolzenberg als „die Grundform eines jeden wahren, auf ein Objekt der Erkenntnis bezogenen Urteils“ bezeichnen, „die somit in jedem Urteil, das den Anspruch auf objektive Gültigkeit erhebt und aus dem [sie] abgeleitet werden könnte, bereits vorausgesetzt sein muss“ – und die insofern, in *diesem* Sinne als ‘unbedingt’ betrachtet werden kann.²⁹⁶ Damit ist aber lediglich gesagt, dass keine andere, tiefere Begründung des

²⁹⁴ Wie bereits erwähnt (vgl. o. Anm. 280), konnte sich Natorp den Begriff des Ursprungs nur auf der Folie seines eigenen Begriffs der ‘synthetischen Einheit’ verständlich machen, der bewusst in größerer Nähe zu Kant gehalten ist und das „*ursprüngliche* Gesetz des Denkens“ bezeichnet, das dabei ausdrücklich im Sinne des Platonischen Anhypotheton gedacht wird, also die letzte, unbedingte „Grundlage des reinen Denkverfahrens überhaupt“ meint (Natorp: Zu Cohens Logik, a. a. O., 12, 15, 17 sowie ders.: Synthetische Einheit und Ursprung, a. a. O. S. 92). Gegen Cohen, der die Platonische Idee auf die Hypothese reduziert, klagt Natorp das Platonische Anhypotheton ein, wenn er mit Bezug auf die unten (S. 330) zitierte Passage aus Cohens Religionsschrift erklärt: „Aber wo bleibt das Anhypotheton?“ (Natorp: Zu Cohens Religionsphilosophie, in: Holzhey: Cohen und Natorp Bd. II, 109). Cohen weist das Anhypotheton, den Gedanken eines Unbedingten, ab, weil man damit von der Philosophie „zur Religion hinüberwandert“ Hermann Cohen: Der Begriff der Religion im System der Philosophie, Gießen 1915 (zitiert als BR) S. 37 f. Helmut Holzhey, der sich dabei an Hans Wagners Reflexionstheorie orientierte, ging anfänglich davon aus, dass der Ursprung bei Cohen als das Absolute zu deuten sei (vgl. ders.: Cohen und Natorp Bd. I, 183 Anm. 18, 218), vertritt diese Auffassung aber heute nicht mehr. In jüngster Zeit hat Jürgen Stolzenberg eine Interpretation vorgelegt, der zufolge „das Prinzip des Ursprungs als unbedingt, aber nicht als Anhypotheton im Sinne Cohens [sic!] zu denken“ sei (vgl. J. Stolzenberg, a. a. O. [Anm. 284] S. 56).

²⁹⁵ „Das Denken kann, das Denken soll das Sein entdecken.“ (LrE, 31).

²⁹⁶ J. Stolzenberg, a. a. O. S. 56.

Objektivitätsanspruchs der Erkenntnis denkbar ist, die um diese Hypothesis der ursprünglichen Bezogenheit des Denkens auf das Sein herumkäme. Denn die Thesis, die damit der Erkenntnis zugrunde gelegt ist, wird dadurch weder in irgendeinem metaphysischen Sinne 'notwendig' noch gar 'absolut' und auch nicht schlechthin 'unbedingt'. Denn sie ist nicht 'an sich' oder als solche irgendwo 'gegeben' („im Sein [...], im Denken, im Geiste“), sondern sie kann nur und sie muss zugleich angenommen, vorausgesetzt und zugrunde gelegt werden, *wenn* der Objektivitätsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnis *überhaupt* verstanden, erklärt und begründet werden soll. Andererseits ist diese Voraussetzung, diese Grundlegung, keineswegs, wie man einzuwenden versucht sein könnte, etwa abenteuerlich, sondern vielmehr weit unproblematischer als beispielsweise Quines Schluss auf angeborene Maßstäbe der Wahrnehmungsähnlichkeit. Denn dass das Denken in der Erkenntnis auf das Sein bezogen ist, dokumentiert sich zuletzt in ihrem Erfolg.

Dass „*nur in der Grundlegung die Grundlage anzuerkennen*“ sei, dass man umgekehrt „*in der Grundlegung aber auch der Grundlage sicher und gewiss*“ sein könne (LrE, 305), betont Cohen schon in der 'Erkenntnislogik' selbst, und man sollte nicht übersehen, dass die Idee, der Gedanke oder das Theorem der Hypothesis schon hier als deren „methodisches Zentrum“ und als „Mittelpunkt des Systems“ insgesamt bezeichnet wird: „Welchen Sinn und Wert hat der Zusammenschluss aller Probleme der Philosophie in die Einheit eines Systems? In der Sammlung und Ordnung kann derselbe sich doch nicht erschöpfen. Die Einheit der Probleme bedeutet zugleich ihre Einheitlichkeit. Es darf keine Frage auftauchen und Zulass erhalten, welche nicht in einem methodischen Zusammenhang mit allen anderen steht. Der Grund des Systems ist sein Mittelpunkt, der zum Schwerpunkt für die Tragkraft aller Fragen wird. *Die Einheitlichkeit des Systems fordert einen Mittelpunkt in dem Fundament der Logik.* Dieses methodische Zentrum bildet die Idee der Hypothesis, die wir zum Urteil und zur Logik des Ursprungs entwickelt haben.“ (LrE, 601) Demgemäß tritt die erkenntniskritische Einsicht, die sich in diesem Theorem ausspricht, in den folgenden Systemteilen in immer neuen, immer schärferen, immer entschiedeneren Formulierungen als der eigentlichen Grund- und Hauptgedanke der Cohenschen Philosophie insgesamt hervor. In der „Ethik des reinen Willens“ wird dieser Gedanke wie folgt erläutert: „Alle Theorie, alles Gesetz kann keinen anderen Grund haben, als den die Grundlegung legt. Und keine andere Sicherheit und Gewissheit kann es geben, als welche in der Grundlegung besteht. Das Sichere der Hypothesis

[...] so beglaubigt Plato selbst seine Hypothese. Und doch ist sie auf die Übereinstimmung mit den Erscheinungen angewiesen, auf den Erfolg, den sie für die zusammenhängende Erklärung der Erscheinungen und der Probleme zu erzielen vermag. Erzielt sie diesen Erfolg nicht, so hat sich eben die Hypothese nicht bewährt; aber den Geltungswert der Hypothese kann das einzelne Beispiel nicht erschüttern. Die Hypothese, sofern sie ihren Begriff erfüllt, hat Sicherheit und Gewissheit. Eine andere Gewissheit gibt es nicht.“ (ErW, 98) „So bewährt sich die Hypothese als das Werkzeug der Wahrheit.“ (ErW, 100) Noch deutlicher, noch unzweideutiger, heißt es in der Ästhetik: „Alle wissenschaftliche Untersuchung, alles Denken und Erkennen, welches auf alle Tatsachen der Kultur gerichtet sein muss, jede einzelne Untersuchung, wie alle Forschung im allgemeinen, hat zu ihrer methodischen Voraussetzung nicht sowohl eine Grundlage, als vielmehr eine *Grundlegung*. Die Grundlage müsste blindlings anzunehmen sein; denn wie sollte man etwas als eine Grundlage finden und entdecken können? Die Grundlage kann sich doch nicht selbst als solche legitimieren. Oder kann sie etwa außerhalb der Vernunft selbst für diese legitimierbar werden? So reduziert sich die Grundlage selbst auf die Grundlegung“.²⁹⁷ Und in der Religionsschrift schließlich, welche die ultimative Forderung stellt: „*Eine Methode für die eine Erkenntnis*“²⁹⁸ heißt es: „Sei's drum; mögen immer neue Hypothesen zu erdenken sein. Die Einsicht aber hebt die Grundlegung über jeden Verdacht der willkürlichen Subjektivität hinweg: dass anders die Forschung überhaupt nicht anfangen kann, dass anders die Forschung ein wahrhaftes Fundament nicht gewinnen kann, es sei denn durch die Grundlegung. Die Grundlegung ist der Grund alles wissenschaftlichen Denkens, es gibt keinen anderen, und dieser ist der zulängliche.“ (Ebd. S. 35 f.)

²⁹⁷ Hermann Cohen: Ästhetik des reinen Gefühls, Bd. 1, Berlin 1912, S. 73 f.

²⁹⁸ Hermann Cohen: Der Begriff der Religion im System der Philosophie, Gießen 1915, S. 111.